G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Hundertdreiunddreißigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1845.

Philipp August

oder

die Waffenbrüder,

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrrell ꝛc.

Aus dem Englischen.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1845.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Straße, welcher Coucy folgte, war in keinem Fall zu dem Ende angelegt worden in gerader Linie nach Paris zu führen, wenn sie auch zuletzt in genannter Stadt endete. Vielmehr schien ihr Zweck bedingt durch die Berührung sämmtlicher Ortschaften, die irgend in ihren Bereich gezogen werden konnten, so daß kein Dörflein, und lag es auch mehrere Stunden zur Seite, sich über gänzliche Vernachläßigung zu beklagen Ursache hatte. Statt daher Umwege abzuschneiden und dergleichen andere ärmliche Nutzungstheorien der modernen Welt im Auge zu behalten, zog sich der Weg dem Flußbett entlang, mit löblicher Ausdauer alle Wendungen und Krümmungen des letztern aufs Gewissenhafteste befolgend.

Dergleichen Straßen — nebenbeigesagt die schlagendsten Seitenstücke zu dem mäandrischen Wege den unsere Geschichte eingeschlagen, mögen für denjenigen recht angenehm seyn, der über seine Zeit zu gebieten hat. Habt Ihr nichts zu beeilen, könnt Ihr Euch dem Vergnügen der oder jener Ansicht hingeben, nach Belieben das Pferd verlassen, um da und dort

eine Blume am Ufer zu pflücken, Siesta zu halten im Schatten eines Baumes, oder in die Wette zu keuchen mit Eurem Thier in der frischen Luft, so rathe ich Euch von solchem Pfade nicht ab. Wer aber Eile hat, wird den Communicationsmitteln der modernen Welt den Vorzug entschieden einräumen.

So verhält es sich dießmal auch mit mir, denn da ich einen ebenso langen Weg als schmal gemessene Zeit vor mir habe, muß ich Coucys Reise möglichst abzukürzen suchen. Ich halte mich daher auch nur bei zweien Vorfällen auf und eile sodann weiter, den Ritter mit den übrigen Charakteren der Erzählung zu der Stelle zu geleiten, an welcher sämmtliche Fäden ihres Geschicks zusammenlaufen. So mögen denn auch die Possen Gallons unerwähnt bleiben, der übrigens trotz seiner wahnsinnigen Bosheit sich kaum zu fassen wußte vor Freude über die Befreiung seines Herrn. Auch kein Wort von all den Detail-Nachrichten, die Ermold von seinen diversen Fahrten und Unterhandlungen mitzutheilen hatte, so wie von des Ritters eigenem, freudigem Gefühl über die wiedergewonnene Freiheit, und seinen Kummer über Das, was er von dem Zustande des unglücklichen Grafen d'Auvergne vernehmen mußte. Auf diese Weise lassen wir unsern Reitertrupp auf die Höhe gelangen, von welcher die Pariser Straße zum kleinen, schmutzigen, alterthümlichen Städtchen Pont de l'Arche hinabsteigt.

Wie es nichts Unstäteres in der Welt gibt, als das Lächeln der Schönheit und die Grenzen der Reiche, so endigte Frankreich, das in den letzten Jahrhunderten seine Grenzmark

bald hier, bald dort gezogen, an dem Tage, wovon ich spreche, bei Pont de l'Arche. Und da der erwähnte Hügel die äußerste Grenze bildete von König Johanns normännischer Besitzung, so mußte es sich treffen, daß in demselben Augenblick, wo Coucy und sein Gefolge auf dessen Höhepunkt gelangten, Johanns Prévôt, Wincaunton, eben dem preißwürdigen Geschäft oblag, den Brabançonen Jodelle mit einer der höchsten Ulmen im Lande zu vermählen.

Damit wollen wir jedoch nicht sagen, daß das Hängen schon begonnen habe, denn umstanden auch der Prévôt und sechs bis sieben seiner Leute, sämmtlich qualifizirt, ihre Nebenmenschen aufzuknüpfen, den armen Delinquenten unter dem Baume, während eben einer aus der Zahl das Ende einer dicken Schlinge an einen der stärksten Aeste befestigte, so war gleichwohl der Hals des Freibeuters noch immer der, Leuten seiner Profession gewöhnlich so verhängnißvollen, Binde ledig. Es gibt gar manchfache Arten von Muth, und Jodelle konnte in gewisser Beziehung ein herzhafter Mann genannt werden. Noch nie war er vor dem Tode zurückgebebt, und gleichwohl erfüllte ihn der Gedanke an den Strick mit tödtlichen Aengsten. Schwer wäre zu sagen, ob er etwa gerade gegen diese Todesart besondere Abneigung verspürte; soviel aber ist gewiß, daß obgleich er auf dem Schlachtfelde den Tod nie gescheut, er nunmehr der Gesichtsfarbe nach schon den Todten angehörte. Er zitterte an allen Gliedern und die Zähne knarrten ihm wackelnd im Munde beim Anblick der schauderhaften Vorbereitungen, die rund um ihn im Zuge waren.

In solchen Augenblicken klammert sich die Hoffnung an

jeden scheinbaren Haltpunkt, wäre er auch nicht kräftiger als der schwächste Strohhalm. So weckte selbst die Erscheinung Coucys, des Mannes, den er seinen Feinden verrathen, einen Hoffnungschimmer in Jodelles Brust, und mit jammervollem Geschrei beschwor er den Ritter, ihn den Händen seiner Henker zu entreißen. Die Leute des Prévôt griffen zu den Waffen, aber Coucys Antwort beruhigte sie im Augenblick über seine Absicht. „Elender," rief er ihm zu, „befreit' ich Dich aus ihren Händen, so wärs nur um Dich lebend zu pfählen. Jeder Tropfen von Prinz Arthurs Blut schreit Rache über Dich, und beim Himmel, ich hätte Lust zu bleiben um Dich baumeln zu sehen."

„Hahaha," schrie Gallon der Narr, „hahaha, mein werther Herr Jodelle. Es thut mir wirklich leid, daß sie Eur' Gnaden aufknüpfen wollen. So nehmt Euch doch den Kragen ab vom Wamms, Mann, Ihr bekommt ja einen von stärkerem Zeuge. — Hahaha, Herr Brabançone, warum fleht Ihr den Coucy nicht wiederholt an? Vielleicht läßt er sich doch noch erweichen. Oder besser, warum wendest Du Dich nicht an mich? Bin ich doch der einzige Mann in der Truppe, der Dir helfen könnte. Hahahaha! ja fürwahr ich könnte Dich retten, wenn ich nur wollte."

„Du könntest und wolltest nicht, Feind!" erwiederte Jodelle, indem er ihn anstierte mit Augen, in denen Zorn mit Schrecken kämpfte, denn eben warfen ihm die Henkersknechte die Schlinge um den Nacken und seine gefesselten Hände erbebten im verzweifelnden Vorgefühl der Vernichtung. „Nun halt' ich Dich wirklich für den Teufel, für den Du Dich einst

ausgabst, denn nur der Teufel kann sich über mich lustig machen in solch einem Augenblicke."

„Hahahaha," wieherte Gallon, indem er sich vor Lachen auf dem Pferde hin- und her warf, „glaubst Du das wirklich? Nun denn, so will ich Dich retten," und nun ritt er auf den Prévôt los und steckte seine Schnauze in dessen Ohr. Der Beamte schien anfangs an der Wahrheit des Geflüsterten zweifeln zu wollen, Gallon aber rief: „so ists Ungläubiger, ganz gewiß ist es so, ich hörte die Ordre selbst mit an, seht dort den Boten, wie er eben ins Thal hinabreitet. Hahaha, ihr Thoren, meint ihr, König Johann könne eines so brauchbaren Bösewichts entrathen?"

Der Prévôt folgte der Richtung mit den Augen, und sein Nächstes war ein Zeichen an seine Leute, in ihrem Beginnen inne zu halten, das sie mit fast unziemlicher Eile zu fördern suchten. Nachdem sich Gallon mit der Miene des Patrons und einem lauten Gelächter von Jodellen beabschiedet, sprengte er seinem Herrn nach, der keine Lust gehabt hatte, das Ende der beredten Unterhaltung abzuwarten. Am Fuße des Hügels sah sich der Ritter um, ohne Zweifel in der Erwartung, die Gestalt seines ehemaligen Untergebenen an der Ulme hängen zu sehen, aber zu seinem Erstaunen gewahrte er, wie zwei von des Prévôts Leuten den Brabançonen, wie es schien noch immer geknebelt, aufs Pferd setzten, die andern aber sich gleichfalls auf ihre Thiere schwangen, während ein Reitersmann mit dem Prévôt sich angelegentlich zu besprechen schien.

„Beim heiligen Paul, wenn Du den Gesellen den Hän-

den des Henkers entrissen," rief Coucy, „bist Du wahrhaftig ein Taschenspieler und ein unheilbringender obendrein, Freund Gallon."

„Ich bins nicht, der ihn rettete, Freund Coucy," erwiederte Gallon, dessen Kopf sich etwas vernünftiger anließ als gewöhnlich, „wohl aber unser guter Freund und Patron, König Johann von England. Und laß Dir sagen, Coucy, wenn Du mich wieder übel tractirst und mich däumelst, wie Du zu Zeiten gewohnt warst, gehe ich in Johanns Dienst und lasse Dich sitzen. — Hahaha? was meinst Du, auch wär's nicht eben unmöglich, daß ich mich dem schönen Wilhelm von La Roche Guyon anschlöße," fuhr er in seiner excentrischen Weise fort. „Der ist recht in mich vernarrt, der gute Wilhelm von La Roche Guyon, und deßhalb zieh' ich seinen Dienst jedem andern vor, wenn ich einmal meine Lage verbessern will. Hahaha! dann bin ich immer um die hübsche Dame Isidore vom Berge, die der gute König Johann diesen Morgen an den schönen Grafen Wilhelm vergabte, für seinen treuen Beistand in der Noth, wie er sagte. Es war zwar nur so geflüstert, aber ich hätte es gehört, und wärs das Geflüster von Geflüster gewesen, denn meine Ohren sind so fein als meine Nase. — Hahaha!"

Bei dem ersten Laute dieser unwillkommenen Nachrichten zog Coucy den Zügel an und verwandte kein Auge von dem Narren. Dieser kramte alles mit weit geöffneten, glanzlos stieren Sehwerkzeugen aus, daß auch nicht die geringste Partikel Absichtlichkeit zu erspähen war. Ob er wahr sprach oder

falsch, obs eine furchtbare Wirklichkeit war oder ein tölpelhafter Scherz, ließ diesem Gesichte sich nicht entnehmen.

„Was sagst Du?“ rief der Ritter. „Ums Himmelswillen, guter Gallon, sprich, liegt etwas Wahres in Deinen Worten?“

„Guter Gallon, hahaha,“ wieherte der Gaukler. — „Guter Gallon, bald wird er mich mit 'schöner Gallon' tituliren. — Hahaha, Coucy, Ihr seyd toll!“

„Um Gotteswillen,“ sagte der Ritter ernst, „treib' mich nicht zum Wahnsinn, versuch eine zusammenhängende Antwort herauszubringen. Sag an; was ward zwischen dem persiden Könige und dem unbärtigen, weibischen, feigen Wilhelm de la Roche Guyon verhandelt?“

„Eine zusammenhängende Antwort wollt Ihr?“ sagte Gallon, indem er auf einmal ungewöhnlich ernst zu werden schien. „Nun wie könnt Ihr zweifeln, daß ich Euch solche geben will? Wahrhaftig, ich bin nicht toll, Coucy, und ich theil' Euch des Königs Rede mit, so weislich als er selber sie ablegte. Wilhelm de la Roche Guyon,“ flüsterte er mit einem Katzengesicht, wenn es eine Schüssel Rahm abschleckt, „Ihr seyd mir heute beigestanden in meinen Nöthen, und das vergeß' ich Euch nicht.“

Waren je zwei Gesichter sich unähnlich, so war es bei Johanns und Gallons der Fall. Gleichwohl wußte der Narr des Königs Blick und Manier so überaus täuschend nachzumachen, daß kein Zweifel mehr obwalten konnte, nicht nur über das Gesagte, sondern auch über die Art und Weise wie es gesagt worden war.

Der Gaukler fuhr fort: „Wie gesagt ging das Gerede des edlen Königs dahin, der schöne Wilhelm de la Roche möge das schöne Fräulein Isidore aus dem Schloß Moulineaux bei Rouen entführen, wo ihr Vater, Graf Julian der Weise, sie gelassen unter dem Schutze der Lady Plumpdumbliz oder eines dergleichen englischen Namens. Und wenn ihm dieß gelungen, möge er sie möglichst schnell in Sicherheit bringen, wohin es ihm eben beliebe. Auch fügte der wohlgesinnte Monarch mit jener ächt königlichen Rücksicht für das Wohl seiner Vasallen den weisen Rath bei, wenn Herr Wilhelm also gemeint sey, könne er das Mädchen heirathen, wäre ihm aber an lustiger Lieb' mehr gelegen, als an reichen Ländern, so mög' er sie als Liebchen behalten."

„Bei dem Allmächtigen. wenn Du mich betrügst, sollst Du es bereuen, Narr," rief Coucy. „Ich wills nicht glauben. Wie käme ihr Vater dazu, sie von sich zu lassen?"

„Ich fürchte, gnädiger Herr, Gallon hat Recht," sagte Ermold, der in Folge seiner vielfachen Unterhandlungen die jugendliche Blödigkeit so ziemlich abgelegt und nun das gehörige Selbstvertrauen gewonnen hatte, sich unbefangen gegen seinen Herrn zu äußern. „Auf meinen Zügen zu Erledigung der Ranziongeschäfte hört' ich viel von Graf Julian und seinen Angelegenheiten, und so erfuhr ich denn auch, daß er kurz nach Eurer Gefangennehmung König Johanns Hof verlassen, um seine sämmtlichen Vasallen dem großen Bund zuzuführen, der gegen König Philipp sich bildet. Fräulein Isidoren ließ er als Geißel seiner Treue bei Lady Plymlyman

von Cornouaille, Kastelanin im Schloß Moulineaux. Sonach hat Gallons Erzählung nur zu viel Wahrscheinliches für sich."

Der Gaukler verwandte kein Auge von Coucy, indem er mit diabolischem Vergnügen die gewaltige Gemüthsbewegung belauschte, die diese Nachricht in dem Busen seines Herrn erregte. Endlich brach er in lautes Lachen aus: „Hahaha! der Coucy in Wuth! Nun Coucy besinnt Euch auf die beste Gelegenheit den Wilhelm de la Roche Guyon von einander zu spalten vom Helmkamm bis auf den Sattel. Hahaha! O wie schön! Schlagt ihm den Schädel ein, als wärs eine Nußschale, laßt ihm nicht mehr Gehirn als einen Dattelstein. Hahaha!"

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein Trupp Berittener zog die schönen Thäler entlang und über die reichen Höhen, die zwischen Pacy und Rolleboise sich ausbreiten. Ihr Marsch ging langsam und ruhig von statten, obzwar nicht ohne einen gewissen Grad von Vorsicht. Letzterer ließ auf das Daseyn von Besorgnissen schließen, wie sie damals jeden Wandersmann, weß Standes und Amts er seyn mochte, drückten, während der langsame Marsch auf die Anwesenheit irgend eines Individuums hinwies, dessen Geschlecht oder Alter ein rascheres Vorrücken nicht erlaubte.

Im Vorderzuge waren, vom Wind bewegt, einige der leichten Gewande zu sehen. die in allen Zeiten der weiblichen Gestalt etwas Schwebendes, Schmetterlingartiges gegeben

haben, das zur Verfolgung aufzufordern scheint. Aus Rücksicht für die zartern Glieder der also gekleideten Abtheilung mochten die eisenbepanzerten Krieger des Hauptcorps so langsam und geruhig dahinschlendern.

Die ganze Cavalcade bestand etwa aus 50 Personen, worunter, nach Federn und Waffen zu urtheilen, etwa vier oder fünf Ritter. Die andern trugen entweder Knappenschwert und Schild, oder den Köcher, langen Bogen und die Tartsche der Bogenschützen. Mit Ausnahme des Eclaireur, der voranritt den Weg auszukundschaften, bildete der weibliche Theil die Avantgarde, und die übrigen waren augenscheinlich nichts als eine dieser Avantgarde beigegebene Bedeckung. Einer der Ritter mit hochwallenden Federn und goldstarrender Rüstung sprengte zuweilen an die Seite der Frauen um gesenkten Haupts und mit sanftflötender Stimme dem schönen Kinde, das an der Spitze des Zuges ritt, einige Worte zu spenden. Bald war die Frage, ob sie sich müde fühle, bald ob sie nicht friere, oder sagte er bevorstehende Einkehr zu, oder warens wenige Worte, die einen galanten Gemeinplatz enthielten von göttlichen Augen, rosigen Lippen, bezauberndem Lächeln rc.

Auf die Fragen über ihr Befinden, antwortete die Dame so kurz und einsylbig, als nur immer die Höflichkeit erlaubte, und den galanten Redensarten hätte das kalte, unbewegte dunkele Auge deutlich genug Bescheid geben können, wenn irgend der Ritter zu den Bescheidenen gehört hätte. Die einzigen Worte, die sie unaufgefordert an ihn richtete, betrafen die Frage, wie weit sie noch zur Stelle hätten, wo ihr

Vater sie abgeredetermaßen erwarte, und auf die Antwort, daß dieser Ort, Drocourt genannt, noch fünf Meilen entfernt sey, sank sie in ihr voriges Schweigen zurück.

Allerdings verfehlte keiner der abgeschlagenen Stürme seine Wirkung auf den jungen Mann, wie sich jedesmal aus der Anwandlung von Verzweiflung ergab, die sich in seinen Zügen offenbarte. Gleichwohl ließ er sich in seinem Vorsatze nicht irre machen, denn im Verkehr mit dem schönen Geschlechte hielt er Ausdauer für die nützlichste aller Eigenschaften. Deßhalb fuhr er zeitweise in seinen Aufmerksamkeiten fort, allen kalten Blicken und spärlichen Antworten zum Trotz, bis sich zuletzt die Straße bergab am Seineufer hin zu schlängeln begann.

Hier wendete sich seine Aufmerksamkeit ausschließlich den Vorsichtsmaßregeln gegen einen Ueberfall zu, und seine verdoppelte Eile und Aengstlichkeit gab zur Genüge kund, daß er sich auf feindlichem, gefährlichem Boden befand.

„Seht Ihr keine Fähre auf dem Flusse?“ rief er. — „Die Augen aufgerissen, Arnoul, wir müssen möglichst bald hinüberzukommen suchen.“

„Die Fähre liegt hinter der Landzunge dort, gnädiger Herr,“ erwiederte der Mann. „Es ist kaum eine halbe Meile von hier, und keine Stadt zu passiren, so daß wir leicht hinüber kommen.“ Die ganze Schaar trabte nun rüstig vorwärts in den Paß hinein zwischen dem Walde, der sich auf der einen Seite bis zum Flusse zog, und den hohen Kalkfelsen auf der andern.

Eben hatte der Ritter in der goldenen Rüstung einen

neuen Korb von der Dame bekommen, worauf er sich seinen Gefährten anschloß, die, wie wir gesehen, sich einige Schritte hinter dem weiblichen Theile der Gesellschaft hielten. Er besprach sich mit ihnen ernst aber leise, als aus einem Hinterhalt im Wald, welcher dem Späherblicke des vorgeschobenen Knappen entgangen war, eine Abtheilung Berittener mit solch reißender Schnelle hervorstürzte, daß die Frauen auf einmal von der Bedeckung abgeschnitten waren.

All das war das Werk eines Augenblicks, aber in Wahrheit, es bedurfte auch solcher Geschwindigkeit, damit das Unternehmen nicht als reiner Wahnsinn sich darstellte. Kaum hatte sich nemlich die Bedeckung von ihrem ersten Schreck erholt, so fand sie sich nicht mehr als sieben Männern gegenüber, die all diese Verwirrung angerichtet. Aber ehe sie zu dieser Gewißheit kam, rannte der feindliche Führer mit dem Rufe: „der Coucy, der Coucy," wie Wetter auf den Goldgerüsteten los und ein einziger Streich mit der Streitart warf diesen unter seines Pferdes Füße. Ein Knappe hinter ihm theilte dasselbe Loos, ein Reisiger folgte, und durch Coucy's Leute, wie angesteckt von der tollkühnen Tapferkeit ihres dreinschlagenden Herrn, ward die Escorte die Straße entlang zurückgetrieben, und vier bis fünf ihrer Sättel wurden leer. Nun aber kehrte die Fluth des Gefechts zurück, die Ritter von der Eskorte sahen die Handvoll Leute, mit denen sie zu thun hatten, und aus Schaam über ihre Flucht warfen sich Vier vereint auf Coucy, während ein Fünfter die Truppen sammelte. Unser Held mußte sich zurückziehen, wobei er bald Diesem, bald Jenem eines versetzte, bald die

Streiche der Gegner parirte, bald seine eigenen wie Hagelschloßen herabregnen ließ auf das Haupt dessen, den er sich für den Augenblick zur Zielscheibe erlesen.

Von ihrer Eskorte getrennt suchte sich das Fräulein mit ihren Begleiterinnen durch eilige Fortsetzung ihres Marsches möglichst weit vom Kampfplatze zu entfernen. Aber der Vorreiter ließ es nicht zu, auf den ersten Lärm kehrte er um und fiel ihrem Pferde in den Zügel, und trotz Bittens und Betens erlaubte er ihr keinen Schritt vorwärts zu thun.

Allerdings lief sie für den Augenblick keine große Gefahr, da Coucy's erster, heftiger Angriff die Eskorte über die Waldecke hinausgetrieben hatte. Nichts gab über den Gang des Gefechts Auskunft, als das Pferdegetrapp, von da oder dorther tönend, und das Rufen und Schreien der Kämpfenden, mehr oder weniger hörbar, je nachdem der Streit her oder hinwärts wogte.

„Fräulein Isidore, Fräulein Isidore!“ rief mit einmal eine der Zofen aus des Fräuleins Begleitung, „es ist der Herr von Coucy. Hört Ihr nicht seinen Schlachtruf, und wahrhaftig, ich sah Ermolden, den Pagen, wie er einen Bogenschützen, zweimal so groß als er, darniederwarf. Gott send' ihnen den Sieg.“

„Pst, thörichtes Mädchen, pst,“ flüsterte Isidore vom Berge mit vorwärts gebeugtem Haupte, um deutlicher zu hören, „horch, sie kommen uns näher. — Laß meinen Zaum los, Mann, um Gotteswillen laß ihn los. Wie wagst Du, Sclave, mich wider meinen Willen festzuhalten? Es bekommt Dir übel, gleichviel, wer auch gewinne.“

Allein der Krieger bekümmerte sich um des Fräuleins Drohungen so wenig als um ihre Bitten, so vortheilhaft es für ihn gewesen wäre, wenn er auf die einen oder andern Rücksicht genommen hätte. Im nächsten Augenblick kam Coucy, von der überlegenen Anzahl seiner Gegner zurückgetrieben, an der Waldecke zum Vorschein, und gleich darauf versetzte er dem Ritter, der ihn zumeist drängte, einen donnernden Schlag auf dem Helmkamm, während die andern Drei kaum um drei Pferdelängen hinter ihm her galoppirten.

Kaum hatte Coucy den Schlag geführt, so wurde er Isidoren gewahr. „Flieh, Isidore, flieh," rief er ihr zu, „Du befindest Dich in Verrätherhänden, flieh den Pfad hinauf zur Rechten nach jenem Schloß auf dem Hügel dort!" Indem bemerkte er plötzlich, daß der Soldat ihren Zügel festhielt, und ihr Pferd eine Erhöhung hinauf außer Gefechts-Bereich zu bringen suchte. Mit Blitzesschnelle warf er sein Pferd herum und, durch diese Wendung einem Streich entgehend, den eben einer seiner Gegner seinem Haupte zugedacht, schwang er die Streitaxt in der Luft, daß sie mit sicherem, nie irrenden Ziel auf den unglücklichen Soldaten herabstürzte. Freilich bedurfte es eines festen Herzens, einer wohlgeübten Hand, die verhängnißvolle Waffe so nahe dem innig geliebten Wesen mit Sicherheit zu gebrauchen. Aber unserem Helden fehlte keines von Beiden, und kaum zwei Fuß von Isidoren entfernt, traf die gewichtige Axt jetzt in voller Schärfe den Hals und Kinnbacken des Unglücklichen, daß er, ein Grauen erregender, entstellter Leichnam, vom Pferde fiel.

„Flieh' Isidore," wiederholte Coucy, indem er das

Schwert zog und wüthend auf den ersten seiner Gegner zusprengte. „Wende Dich rechts nach dem Schloß auf dem Hügel.“

Es bedurfte keiner zweiten Mahnung; mit Pfeilesschnelle entfernte sich Isidore vom Schlachtfelde, während Coucy fast mehr als menschliche Anstrengungen machte, den Feind zurückzutreiben.

Das wenigstens gelang ihm, daß er ihr Zeit zum Entkommen verschaffte, sonst erwies sich seine Tapferkeit und Kriegskunst fruchtlos, da er allein es mit Mehreren zu thun hatte, die ihm an persönlichem Muthe nicht nachstanden und in jeder Beziehung gleich gut gerüstet waren. Alles, was er vermochte, war, seiner zerstreuten Mannschaft Zeit zur Wiedervereinigung zu verschaffen, und sich dann längs der Straße auf die Defensive zu beschränken.

Aber auch das war eine schwierige Aufgabe gegenüber einer überlegenen Truppenmasse, die vor Begierde brannte die erlittene Schlappe zu rächen, und dabei nicht verkannte, daß sie, auf feindlichem Boden befindlich, im Augenblick Revange nehmen oder für immer darauf verzichten mußte. Die vier Ritter drängten ihn auf allen Seiten in der Absicht, ihn zu Boden zu bringen; seine Rüstung war an mehr als einer Stelle zerhackt und zerhauen, der Schild durch den Hieb einer Streitart in der Mitte fast ganz entzweigespalten, und die Visirstäbe hingen in Stücken herab, daß sein Gesicht fast völlig unbedeckt war. Gleichwohl zog er sich nur langsam zurück, das Gesicht fortwährend dem Feinde zugekehrt, und zeitweise den Schlachtruf ausstoßend zu Ermuthi-

gung seiner Leute. Dabei ließ er es an gewaltigen Schwadronshieben nicht fehlen, wo immer seine Gegner in geschlossener Colonne auf ihn loszustürzen drohten.

Und doch wäre ihm einer dieser vereinten Angriffe nahezu fatal geworden, denn bei plötzlichem Zurückwerfen des Pferds — er that es, um dem ersten Stoße auszuweichen — stolperte das Thier über einen gefällten Baum und fiel auf die Hüften. „Der Coucy, der Coucy," rief der Ritter, indem er es mit den Sporen auf die Beine zu bringen suchte, aber die vier Gegner warfen sich vereint auf ihn, und bedeckten ihn mit Streichen, als auf einmal zwei neue Kämpen auf dem Wahlplatze erschienen — Philipp August und der Graf von Auvergne.

Verließen wir gleich diese Beiden in einem frühern Kapitel in einem tödtlichen Zweikampfe, so gaben sie diesen doch im Augenblick auf und eilten herbei, sich auf Coucy's Seite zu schlagen. Auf den ersten Laut des ihm wohlbekannten Schlachtrufs stürzte sich der Graf barhäuptig, wie er war, ins dichteste Handgemenge, und im Augenblick sank der vorderste Gegner unter seinen mit der Kraft des Wahnsinns ausgetheilten Streichen zu Boden. Auch der König erkannte sogleich an der normännischen Façon der Harnische die Anhänger seines Feindes Johann; er sprang aufs Pferd und mit jenem ritterlichen Geiste, der ihn in frühern Tagen verleitet mit kaum zweihundert Rittern König Richards ganze Armee bei Courcelles anzugreifen, stürzte er sich mitten in die Schlacht und handhabte seine Waffe mit einem selten fehlschlagenden Arme.

Durch die theilweise hergestellte Gleichheit entbrannte der Kampf heftiger als je, bald aber gelangte er zur Entscheidung in Folge des Heransprengens einer Reiterabtheilung, die allem Anschein nach aus dem Schlosse kam. Nun waren die Normänner einzig auf den Rückzug bedacht, denn sie wußten, daß jeder neue Succurs die Zahl ihrer Gegner vergrößern mußte. Zuvor aber machten sie noch einen Versuch, den Gefährten, welchen Graf d'Auvergne zu Fall gebracht, zu befreien, allein bald sahen sie die Unmöglichkeit ein, und nun wendeten sie die Pferde und zogen sich die Straße entlang zurück. Nur einmal machten sie Halt an der Stelle, wo der Kampf begonnen, um Wilhelmen de la Roche Guyon aufs Pferd zu helfen. Das zierliche Herrlein war, wie wir gesehen, unter Coucy's Streitart vom Pferd gesunken, und saß nun an der Straße etwas betäubt und verwirrt von dem Fall, und der schönen Rüstung gänzlich beraubt.

„Hahaha," gellte es vom Gipfel eines der laublosen Bäume herab, als die Normänner ihren mißhandelten Führer wieder beritten machten, „hahaha," und im nämlichen Augenblick warf Gallon einen der hübschen Handschuhe dessen vorigem Eigner an den Kopf. Das Ziel war so richtig getroffen, daß das hübsche weibische Gesichtchen im Blute schwamm, und darüber wußte sich nun vollends der Narr vor Lachen nicht zu fassen, bis es von all den Felsen in die Runde wiederhallte.

Inzwischen hatten die Normänner keine Zeit zu Ausübung eines Racheakts, denn Coucy's Partei kam ihnen mit der Verstärkung aus dem Schlosse über den Hals, und ließ

ihnen keine Ruhe, bis die frühe Nacht — es war im Februar — ihren Schleier über die Erde breitete. Dann erst zogen die Verfolger, müde vom langen Streite, den Zügel an und die Flucht ihrer Gegner war gesichert.

Bis dahin waren die Erstern ihrem Geschäft so eifrig obgelegen, daß zwischen Coucy und seinen neuen Kampfgenossen kein einziges Wort der Verständigung gewechselt worden war, bis sie endlich wie in Folge getroffener Abrede ihre Pferde anhielten.

Nun erst schritten die beiden Waffenbrüder auf einander zu und ein Händedruck erfolgte mit all der Wärme alt inniger Freundschaft. „d'Auvergne," rief Coucy, indem er seinen Freund anstarrte, dem das Blut aus einer Wunde an der Schläfe strömte, was seinem abgemagerten, aschfarbnen Gesicht im Abendzwielicht eine wirklich geisterhafte Blässe verlieh.

„Coucy!" erwiederte der Graf, indem seine Augen auf den gebrochenen Helmbändern des Ritters weilten; „Coucy," wiederholte er, indem er sich wegwendete mit dem Blicke peinlichen Bewußtseyns und mit der Hand an die Stirne fuhr, als wäre ihm seine Krankheit wohl bekannt. „Ich war unwohl, lieber Freund — die Sonnengluth in der Wüste und Agnesens kalte Worte, als ich ihr die väterliche Botschaft brachte — eine Botschaft, deren ich mich auf Ritterwort unterzogen —"

„Ha, es war also nicht" — rief Philipp heftig, „aber eilen wir dem nächsten Ruheplatz zu," fuhr er fort, indem er, seiner Verkleidung eingedenk, ein Thema abschnitt, das

er, ganz abgesehen von dessen peinlichem Inhalt, vor fremden Ohren abhandeln zu lassen keine Lust hatte. „Eilen wir dem nächsten Ruheplatz zu. Wir sind Euch Dank schuldig, Herr Ritter,“ und damit kehrte er sich dem Führer der Reisigen zu, die ihnen aus dem Schlosse zu Hülfe gekommen, „wir sind Euch Dank schuldig für Eure rechtzeitige Hülfe.“

„Nicht so, werther Herr,“ erwiederte der Ritter mit einer Verbeugung bis auf den Sattelbogen. „Ein Fräulein, das im Schlosse Zuflucht suchte, gab uns Nachricht von dem Streite, und wir zogen augenblicklich aus für Frankreich zu kämpfen.“

„Ihr thatet wohl daran,“ sagte der König. „Hört, Herr Ritter,“ und damit trat er nahe an des Führers Pferd, und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf Jener nur erwiederte: „es soll geschehen, wie Ihr befehlt.“

Mittlerweile waren die Reisigen wieder zu Athem gekommen und das eben erlebte Ereigniß und seine vermeintliche Ursache wurde nun des Weiten und Breiten besprochen. In Kurzem kam es zu jenem Lärm von Erörterungen, Verwunderung, Fragen und Berühmungen, das in der Regel jedem thätigen Auftreten folgt. Im Verlauf des Durcheinanders wurden Coucy's Namen, Lage, Stand, die Nachrichten, die ihm über Wilhelmen von La Roche Guyon zugekommen, die Maßregeln, die er zur Befreiung Isidorens getroffen, Jedem mitgetheilt, der sich dafür interessirte, und zwar geschah es mit jener fast kindischen Offenheit und Naivetät, die eines der charakteristischen Merkmale des Ritteralters bildeten.

Der König hörte aufmerksam zu, dann wendete er sich zu Coucy und sagte: „Herr Guy von Coucy, das Abenteuer, das Ihr so eben bestanden, macht Euren andern Thaten keine Schande. Ich möcht' Euch um Erlaubniß bitten, mich Eurem Zug nach Paris anzuschließen, wohin Ihr Euch ohne Zweifel begebt. — Nach der Aussage des guten Ritters," fuhr er, auf den Schloßhauptmann deutend, fort, „ist das Fräulein, das Euer gutes Schwert dem Verräther Wilhelm de la Roche abgestritten, in Sicherheit. Sie befindet sich bei der schönen Königin Agnes, und der Ritter fügt bei, es sey Ihro Majestät Wille, daß kein Mann, der nicht zur Festungsgarnison gehört, in die Mauern zugelassen werde."

„In diesem Fall muß ich mich natürlich fügen," erwiederte Coucy, „und doch möcht' ich Fräulein Isidoren Einiges mittheilen zur Aufklärung meines Angriffs auf ihre Eskorte. Ganz gewiß lockten sie sie unter irgend einem plausibeln Vorwand aus Schloß Moulineaux."

„Dieses Geschäft überlaßt mir, und Euer Benehmen soll im rechten Licht erscheinen, werther Herr," erwiederte der Offizier, „bei dem Fräulein werdet Ihr, fürcht' ich, keinen Zutritt bekommen, die Königin will sie als Kronvasallin und Geisel für ihres Vaters Treue bei sich behalten; auch hat sie gelobt, während ihrer Abwesenheit von unserem edlen Herrn, dem Könige, solle kein Mann das Thor passiren mit Ausnahme derer, die der König bei ihr angestellt hat. Uebrigens dürft Ihr überzeugt seyn, Herr Ritter, daß das Fräulein aufs Ehrenvollste behandelt wird, und Eure hohen

Thaten und ausgezeichnete Tapferkeit sollen in gebührender Weise gerühmt werden."

Coucy besann sich eine Weile. „Gut," sagte er zuletzt, „und was seyn soll, muß seyn. Also nach Paris, denn ich bringe dem Könige Beides, traurige und wichtige Botschaft."

„Ha," rief Philipp, aber seiner Verkleidung eingedenk, fügte er bei: „und mag diese Botschaft auch von einem Dritten gehört werden?"

„Sie ist von solcher Beschaffenheit, unbekannter Herr Ritter," erwiederte Coucy, „daß sie bald nahe und fern wiederhallen wird. Zuerst aber ist sie für des Königs Ohr bestimmt. D'Auvergne," fuhr er gegen den Grafen fort: „Ich bitt' Euch, erlaubt, daß Euch mein Page den Hieb an der Schläfe verbindet. Seh' ich recht im Dämmerlichte, so blutet die Wunde noch immer. Er soll das Blut stillen."

„Nicht so, mein Theurer," sagte der Graf, der, die ganze Zeit an einer Eiche lehnend, die Augen fest auf den Boden gerichtet hatte; „nicht so, es thut mir wohl. Dünkt es mir doch, mit jedem Tropfen, der niedersinkt in den Staub zu meinen Füßen, mäßige sich die Gluth in meinem Gehirn. Fast fürcht' ich, Coucy, ich war meiner nicht mächtig, und noch jetzt bin ich nicht, wie ich seyn soll. Aber das weiß ich, das fühl' ich, dem guten Ritter hier hab' ich Unrecht gethan. Verzeiht mir, Herr Ritter" — er ging auf den König zu und bot ihm die Hand — „verzeiht mir, als guter, ächter Ritter."

„Das thu' ich von Herzen," erwiederte der König mit einem Händedruck, indem sich ein schwereres Gewicht Feindschaft von seinem Herzen wälzte, als irgend einer der Anwe-

den ahnte. „Wirklich, von Herzen thu' ich's. — Aber Ihr wankt, befindet Euch unwohl. Man verbinde ihm die Wunde, stille das Blut, schon hat er zuviel verloren."

Der Monarch sprach im Tone des Befehls, der seine Wirkung nicht verfehlte. Des Grafen Wunde ward verbunden, aber noch war das Blut nicht gestillt, als er ohnmächtig wurde und in diesem Zustande in die Höhle gebracht werden mußte, von wo er seinen Angriff auf den König unternommen. Man legte ihn auf das Moos- und Strohbett, sein bisheriges Lager, und erst nach längerem Bemühen kam er wieder zu sich.

Sobald ihn Coucy einigermaßen außer Gefahr sah, nahm er von ihm Abschied, denn es drängte ihn, die traurige Nachricht von Prinz Arthurs Tode möglichst bald dem Könige von Frankreich und dessen Baronen zu verkündigen. Er ließ seinen Pagen und einen andern seiner Leute zur Pflege und Bewachung des unglücklichen Freundes zurück, und schlug mit dem Könige den Weg nach Paris ein. Zwei Gefangene und ein Schwerverwundeter von Coucy's Leuten wurden dem Schloßseneschal überantwortet, der auch das Begräbniß eines oder zweier Soldaten auf sich nahm, die in dem Strauße geblieben waren.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die einzelnen Reisebegegnisse sind der Erwähnung nicht werth. Coucy hielt sich mit seinem königlichen Begleiter

zwei Stunden in einem Dorfe bei Meulan auf, um den ermüdeten Pferden einige Ruhe zu gönnen; den Rittern selbst kam es nicht in den Sinn sich niederzulegen, so entschuldbar es bei den bestandenen Strapatzen gewesen wäre.

Coucy's Benehmen fiel dem Könige auf, es trug den Charakter stummer Ehrerbietung, woraus der König den Schluß zog, daß er erkannt sey. Seines Bedünkens mochte ihn eines jener Merkmale verrathen haben, die, von einem scharf beobachtenden Auge einmal entdeckt, Verkleidung fast immer umsonst machen.

Inzwischen gab Coucy nicht durch das geringste indiscrete Wort, noch durch irgend einen bedeutsamen Augenwink zu verstehen, daß er den Stand des Mannes kenne, der sich ihm in der schlichten Rüstung zugesellt. Er äußerte sich offen und frei über jeden Gegenstand der Unterhaltung, zog das und jenes in den Kreis derselben, kurz er war bemüht, seine Achtung auf ein höfliches Benehmen zu beschränken ohne alle Zuthat von Formalitäten, welche die Aufmerksamkeit der andern auf dieselbe Spur führen konnten.

Gleichwohl war einer im Gefolge, der diese Vorsicht nicht beobachtete.

Letztlich haben wir Freund Gallon auf dem Gipfel einer der höchsten Eichen gesehen, wohin er Stück um Stück die reiche Rüstung Herrn Wilhelms von la Roche Guyon geschleppt. Nebenbei gesagt hatte er sie zuvor dem schmucken Herrlein in dessen betäubtem Zustande ausgezogen, und sich dabei auch eines reichlich gespickten, gemsledernen Beutels bemächtigt. Nach dem Kampfe schloß er sich der sieg-

reichen Partei wieder an und zwar mit all seinen Herrlichkeiten, die sich hübsch zusammengebunden auf der Kruppe des Pferds befanden. Es war ein viereckiger Ballen, geformt nach der Weise des Gepäcks, wie es wandernde Minstrels mit sich zu führen pflegten.

Unterwegs verhielt sich Gallon still und nachdenklich. Wars daß er schweigend den Werth seiner Beute berechnete, oder daß ihm Ermüdung den Mund stopfte, seine Gefährten wußten es nicht zu sagen. Allein am Rastorte angelangt paßte er den Augenblick ab, wo Coucy, in Betrachtung des bleichen Monds mit den gewöhnlichen Mondscheingedanken beschäftigt, von den Uebrigen abseits stand. Er schlich sich zu ihm hin, sah ihm mit gar schlauem Blick ins Gesicht und flüsterte: „O Coucy, ich könnte Dir Mittel an die Hand geben, mit einem Löwen fertig zu werden.“ Zugleich deutete er mit dem Daumen rückwärts über die Schulter auf den Monarchen, der nur wenige Schritte von ihnen entfernt stand.

„Schweig, Närr,“ sagte der Ritter strenge, setzte aber gleich hinzu: „Was wolltest Du sagen. Gallon?“

„Hörtet Ihr ihn nicht rufen: „Sct. Denis Mountjoy,“ als er uns zu Hülfe kam?“ fragte Gallon. „Wahrhaftig, Coucy, nun liegts an Euch, den Löwen zu bändigen.“

Coucy ergriff Gallon am Arm und flüsterte ihm eine ernste Drohung ins Ohr, falls er nicht reinen Mund halte. Dann wendete er sich zum König und sagte laut: „es wäre Zeit aufzusitzen, gestrenger Herr, sonst wird es spät ehe wir zur Stadt kommen.“

„Haha," wieherte Gallon und mit einem Satz war er der Erste im Sattel.

Endlich lag Paris im Bereich ihres Sehkreises, und der König dankte dem Ritter für das Vergnügen seiner Begleitung. Er drückte die Hoffnung baldigen Wiedersehens bei Hofe aus, und verabschiedete sich, als läge sein Quartier in abweichender Richtung. Bald war er Coucy aus den Augen, denn sein Pferd bot alle Kraft auf, dem wohlbekannten Stall möglichst schnell zuzueilen.

Langsamer ging der Marsch des jungen Ritters von Statten, der, nachdem er die Brücke hinter sich hatte, dem Palast auf der Insel sich zuwendete.

Im Hofe fand er einen Trupp untergeordneter Geistlicher mit Roben und Stolen, Kreuzen und Bannern, kurz im ganzen Pomp römischer Magnificenz. Auch an königlichen Leibwächtern fehlte es nicht, sowie an einer zahlreichen Dienerschaft, die mehrern der großen Kronvasallen angehörten, welche eben bei Hofe waren. Coucy stieg mitten unter ihnen vom Pferde und ließ den König um Gehör bitten, wobei er, wie billig, sein Geschäft als sehr wichtig bezeichnete.

Bald war die Antwort da, des Inhalts: „Herr Guy von Coucy sey dem Könige jederzeit willkommen," und augenblicklich ward der Ritter ins Audienzzimmer geleitet.

Philipp stand am andern Ende des prachtvollen, gothischen Saals, wovon noch immer ein Theil im alten Palaste der Könige Frankreichs zu sehen. Er trug eine weite Tunika von reicher Purpurseide, um den Leib mit einem goldnen Gürtel befestigt, an welchem das Staatsschwert hing. Gol-

dene Spangen umschlangen Hals und Handgelenke, und von den Schultern bis zum Boden wallte in breiten, vollen Falten ein Mantel von scharlachrothem Zindeltaffet, durch und durch mit Hermelin gefüttert. Das Haupt trug eine Juwelenbesetzte, scharlachsammetne Mütze, der die dichten Locken des schönen, langen Haars etwas verwirrt entquollen, um sich über die Schultern zu ergießen. An jedem andern Manne würde die Eile im Wechseln der Kleider sichtbar gewesen seyn, allein Philipp trug selbst äußerlich das Gepräge eines Königs, und über der gefälligen Anmuth der Gestalt, ihrer würdevollen, aufrechten Haltung verschwand jede Hast oder Nachlässigkeit im Anzuge. Und war auch etwa ein solches Kennzeichen zu erspähen, so war es nur um die angegebene Majestät des Mannes um so vortheilhafter hervorzuheben.

So stand er da, den einen Fuß etwas vorgerückt, Brust und Kopf zurückgeworfen, während sein Adlerauge mit scharfem, fast strengem Blick auf einem mitrirten Prälaten ruhte. Es war der Abt von den drei Quellen, der unmittelbar vor Coucys Eintritt gesprochen zu haben schien. Kanzler Guerin, noch immer in der einfachen Tracht der Hospitaliterritter, stand dem Könige zur Seite, und in der Runde ein kleiner, aber glänzender Kreis von Edlen, unter ihnen die Herzoge von Burgund und Champagne, die Grafen von Nevers und Dampierre. Auch der unglückliche Graf von Toulouse war da zu sehen, welcher später dem unduldsamen Geiste der römischen Kirche zum Opfer gebracht wurde.

„Wie!“ rief eben Philipp, als Coucy eintrat, „will sich Rom nie zufrieden geben? Sollen alle jene Concessio-

nen, unserem Herzblut abgepreßt, nur zu neuen Ansprüchen ermuthigen? Was hat Innocenz der Dritte zu schaffen mit den Kriegen Philipps von Frankreich gegen seinen verrätherischen, rebellischen Vasallen, Johann, Herzog der Normandie? Unter welchem Vorwand von klecklicher Autorität, von Gerechtsamen der Kirche will der Papst einem Monarchen verbieten, empörte Vasallen zu Paaren zu treiben in seinem eigenen Lande, und Verbrechen und Niederträchtigkeit zu züchtigen? Beim heiligen Krieg, ein neuer Glaube, wovon wir noch keine Sylbe gehört, daß der Monarch ganz unbedingten Gehorsam schuldig sey in allen weltlichen und geistlichen Dingen unserem milden, gemäßigten, heiligen Vater, Innocenz dem Dritten, und seinen Nachfolgern von nun an bis in ewige Zeiten. — Habt die Güte, Herr Abt, und theilt uns den Inhalt der heiligen Lehre mit, und sagt uns, ob sie durch Inspiration oder Offenbarung von oben herabkam.

„Eure Rede klingt wie Hohn, mein Sohn,“ sagte der Abt äußerst mild, „ja wohl und nicht wenig profan dazu, und doch wißt Ihr die Gründe nur zu gut, die unsern heiligen Vater zur Einmischung vermögen. Wie sollt' er müßig zusehen, wenn zwei christliche Könige Blut, Schätze und Zeit vergeuden in unnützen, gottlosen Kriegen gegeneinander, indeß das heilige Grab ein Raub ist der Bösen und Ungläubigen, und das Land unseres göttlichen Erlösers, der Boden, worauf so viele Heilige ruhen, für den so viele Helden geblutet, noch immer unter den Füßen der Heiden und Gotteslästerer seufzt. Wenn Ihr Das wohl bedenkt, so liegen

die Gründe des heiligen Vaters offen vor Euch und Ihr braucht nicht nach neuen Motiven seines christlichen, heiligen Eifers zu fragen."

„Seines christlichen, heiligen Eifers," rief der König, mit aufgehobenen Händen. „Ja wohl, Abt," fuhr er mit höhnisch gekrümmter Lippe fort, „ich täusche mich nicht über die Gründe, und die Christenheit soll sehen, daß ich sie gehörig zu würdigen weiß. Statt aller Antwort auf die Friedensermahnung des milden, guten Vaters Papst diene die Erklärung, daß Philipp König von Frankreich ist, daß ich zwar in allen Angelegenheiten rein geistlicher Natur dem obersten Bischof die schuldige Ehrerbietung und Unterwürfigkeit zollen, dagegen wenn er sich unterstände — ja wohl unterstände, Abt — das Wort „Befehl" gegen mich zu gebrauchen in gerechten Kriegen oder in Ausübung meiner Gerechtsame gegen Vasallen, ich seine eiteln Drohungen mit Verachtung behandeln und mit Gottes Hülfe meinen Weg gehen werde, so rücksichtslos und unbekümmert, als ob kein Priester oder Prälat auf Erden wäre."

„Nun werther Herr Guy von Coucy, seyd Philippen von Frankreich herzlich willkommen," fuhr er, sich plötzlich zu dem jungen Ritter wendend, fort. „Eben waren wir im Begriff zu Eurer und unseres lieben Vetters Arthur Befreiung auszurücken. Was bringt Ihr uns Gutes von ihm?"

„Ich hoffte, mein Lehensherr," erwiederte Coucy mit kummervoller, schwermüthiger Miene, „Fama, stets geschäftig schlimme Botschaft aufs Eiligste in Umlauf zu

setzen, würde mich der meinigen überheben. Er, nach dem Ihr fragt, ist nicht mehr. Schändlich ist er ermordet worden im Kerker zu Rouen von seinem eigenen Ohm, Johann König von England."

Philipps schon vorher bewölkte Stirne umzog sich mit neuen Schatten, wie wir Sturm um Sturm am gewitterschwarzen Himmel hinrollen sehen. Zu gleicher Zeit machte jeder anwesende Edle unwillkührlich einen Schritt vorwärts, und mit gerunzelter Braue und geisterhaften, aufgerissenen Augen starrten sie alle den Ritter an.

„Gott im Himmel," rief der Monarch, „was sagt Ihr? Seyd Ihr dessen gewiß, Herr Ritter? Doch nicht mit seiner eigenen Hand? Seinen leiblichen Neffen, des eigenen Bruders Sohn! Einen Jungen, edel, wie jemals einer zum Angesicht des Himmels emporsah! Sagt an, aber daß ja jedes Eurer Worte auf Gewißheit sich stütze, denn das Schicksal von Tausenden hängt an Euren Lippen."

Coucy berichtete klar und deutlich, was sich am Tage von Arthurs Ermordung zugetragen, was er gesehen, was gehört. Dabei war er aufs Gewissenhafteste bemüht auch nicht die leiseste Vermuthung in seine Erzählung aufzunehmen. Jeden Umstand, auch den geringsten, zeichnete er fest, klar, bestimmt, indem er die Schlußfassung seinen Zuhörern überließ.

Frankreichs Edle sahen einander schweigend an, und Jeder las im Gesichte des Nachbars dieselben Gefühle des Unwillens und Abscheus, die ihn selbst beseelten. Des Königs scharfes Auge bewegte sich spähend über den Kreis, als

suche er sich von der Allgemeinheit der Stimmung, hervorgebracht durch die Erzählung des jungen Mannes, zu überzeugen.

„Nun bei den Gebeinen der Heiligen," rief er, „diesen Tag, nein diese Stunde noch senden wir den Herold ab, und fordern den verrätherischen König zum Zweikampf — holla, Sergeant Mountjoy werde herberufen."

„Das hab' ich bereits auf mich genommen, Sire," sagte Coucy, „noch bevor ich Euch die Botschaft überbrachte. Ich forderte König Johann im Angesicht seines ganzen Hofes heraus, indem ich ihm die schändliche That vorwarf. Ebenso seine Barone sammt und sonders, oder jeden Einzelnen, der sich vermäße die That zu läugnen."

„Ha," rief Philipp heftig, „und was sagten seine Edlen? — Schenkten sie Eurer Anklage Glauben? — Nahmen sie Euer Pfand an, Herr Ritter?"

„Es scheint, Sire," war die Antwort, „daß die Nachricht von des Prinzen Tod bereits unter den englischen Baronen verbreitet war, und, wie ich wahrnahm, hatten Einige aus ihrer Mitte vor meinem Eintritt Johann von Anjou der That beschuldigt."

„Mehrere traten vor, meinen Handschuh aufzuheben, denn das muß man den englischen Edlen nachsagen, sie sind stets bereit das Schwert zu ziehen sey's für Recht oder Unrecht. Allein Lord Pembroke legte sich ins Mittel; er hob das Pfand auf mit der Erklärung, er wolle es in Ehren halten, bis der König sich genügend gereinigt. Dabei ließ er es an Winken nicht fehlen, daß das seiner Ansicht nach dem Könige unmöglich seyn dürfte. Gleichwohl sagte er zu, mich

entweder im freien Felde zu bestehen oder mir das Pfand herauszugeben, wenn des Königs Sache faul erfunden würde."

„Deutlich genug," sagte Philipp. „Die englischen Barone, sonst immer bereit ihren Monarchen in gerechten Fehden zu unterstützen" — er legte auf die letzten Worte einen besondern Nachdruck, der nicht gerade wie Vorwurf klang, sicherlich aber berechnet war, den Hörern die Erwartungen ihres Königs ins Gedächtniß zu rufen, — „müssen bereits von der ruchlosen That unterrichtet gewesen seyn, sonst hätte keiner auch nur einen Augenblick gezögert, in Vertheidigung desselben das Schwert zu ziehen. Armer Arthur," fuhr er fort, indem er zu Boden gesenkten Blicks sich in Betrachtungen über die Vergangenheit verlor, „armer Arthur, Du warst ein Junge, schön, begabt, hoffnungsvoll, daß wohl nie eine Mutter mit herrlicherem Sohne sich gesegnet sah, und nun ist sie nicht nur Wittwe, Deine unglückliche Mutter, sondern auch kinderlos. Ich hoffte Dich auf den Thron Deiner Väter zu setzen, Deiner Mutter Herz zu laben und zu erfreuen beim Anblick Deines wiederaufgegangenen Glückssterns. Und nun bist Du dahin, armer Knabe, und hast nur wenige zurückgelassen, so schön und edel wie Du. — Wahrhaftig, meine Herren, weinen könnt' ich über den Verlust dieses Jünglings," fuhr er fort, indem dem stolzen Auge eine Thräne entquoll. „Seine Jugend versprach so viel, daß sein Mannesalter nicht anders als groß ausfallen konnte. Herr Abt" fuhr er mit ernster Miene zum Abte von den drei Quellen fort, „Ihr hört, was dieser Tage vorgegangen, und gibts noch irgend eine weitere Antwort für Den, der Euch

gesandt, mir meine auf Bestrafung eines rebellischen Vasallen gerichtete Absicht auszupredigen, so sagt ihm, daß Johann von Anjou zum Verrath den Mord gefügt, und daß Philipp von Frankreich sein Schwert nicht in die Scheide stecken wird, so lange nicht der Tod Arthurs Plantagenet vollständig gerächt ist."

„Wohl habe ich mit angehört, was sich begeben, und zwar mit Schrecken und Abscheu, Sire," war des Abts Erwiederung. „Auch ist es nicht im Geringsten meine Absicht Bedenken zu erheben gegen die Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit des guten Ritters, dessen Thaten in Vertheidigung des heiligen Grabes durch alle Länder gedrungen, seinen christlichen Eifer bezeugen. Gleichwohl sah er die That nicht mit seinen eigenen Augen."

Philipp runzelte die Stirne und biß sich vor Ungeduld in die Lippe, während sein Auge mit bedeutsam höhnischem Lächeln im Kreise herumschweifte, und dem Munde die kaum hörbaren Worte entfuhren: „Römische Schlauheit — römische Schlauheit." —

Ob der Abt etwas davon gehört, wissen wir nicht, jedenfalls nahm er augenblicklich einen höhern Ton an.

„Ihr ereifert Euch, Herr König, über die Wahrheit, die ich Euch sage, allein Ihr müßt sie eben nun einmal hören. Der Papst, das heilige Haupt der allgemeinen christlichen Kirche, fühlt den Beruf in sich, sämmtliche ihm zu Befreiung der heiligen Stadt Jerusalem vertraute Gewalt anzuwenden. Und so hat er denn beschlossen, alle Potentaten der Christenheit zu Einstellung ihrer Privatstreitigkeiten,

zu Beilegung ihrer rachsüchtigen Fehden zu zwingen bis zu Erzielung des großen Gegenstandes — der Erlösung des Grabes Christi aus den Händen der Ungläubigen."

„Zwingen?" rief Philipp, indem der lebendige Blitzstrahl seinen Augen entfuhr, „beim Himmel, Priester, steckt ein König das Schwert ein, das er in rechtmäßiger Fehde gegen einen Mörder gezogen, aus reiner Furcht vor dem Papste, so ist dieser König aus anderem Metall geformt als Philipp von Frankreich. Sagt das dem Papste, und er versuche nochmals das Land mit dem Interdikte zu belegen. Bitt' ich ihn nochmals es aufzuheben, so geschieht es vor den Thoren Roms mit der Lanze in der Hand und dem Schild auf der Brust. Mein demüthig Gesuch sey die Stimme der Trompeten, mein Knien das Stampfen meines Streitrosses in den Höfen des Kapitols. — Wie meint Ihr, Barone? Billigt Ihr meine Sprache?"

„Vollkommen," ertönte es von allen Seiten, denn die Wuth der Pairs überstieg jede Grenze bei solch kecker Vertretung eines Mörders. Der Herzog von Burgund legte sogar den Finger der rechten Hand auf den Schwertknauf, eine Bewegung, die durch den Wechsel bedeutsamer Blicke mit dem König ihren unzweideutigen Commentar erhielt.

„Ja wohl Burgund, edler Freund, Du hast Recht," sagte Philipp, „unsere Schwerter sollen für unsere Freiheit zeugen. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Herr Abt, aber wissen sollt Ihr, daß wir keine Kinder sind, um uns mit Träumen von heiligen Kriegen geschweigen zu lassen, wo es sich um die Bestrafung eines Mörders handelt. Weg mit

solchen Anmaßungen! Dieser Krieg gegen den Mörder meines edlen Jungen Arthur von Bretagne ist mein heiliger Krieg, und niemals gab es einen gerechteren. — Ha, Mountjoy," fuhr er fort, da eben der Waffenherold in den Saal trat, „wir haben eine Aufgabe für Dich, die für einen so edeln Ritter und gelehrten Herold vortrefflich paßt. Johann von Anjou hat seinen Neffen Arthur im Gefängniß ermordet; deß Zeuge steht hier, Herr Guy von Coucy."

„Ein guter und edler Ritter, wie je einer lebte," sagte der Herold mit einer Verbeugung gegen Coucy.

„So begebt Euch zu dem falschen Verräther Johann," fuhr der König fort, „und überbringt ihm unsere Ausforderung. Sagt ihm, daß wir Blut haben wollen für Blut, daß der Tod aller der Tausende, die in seiner unrechtmäßigen Fehde fallen, über sein Haupt kommen möge. Nie werden wir das Schwert in die Scheide werfen, das kündigt ihm an, so lang er noch einen Fußbreit Lands in Frankreich besitzt, und haben wir ihn über sein Bollwerk, die See, getrieben, so überspringen wir auch diese, und der rächende Stahl soll ihn im Herzen seines Landes treffen. Doch halt," rief er, in plötzlich erwachendem Bewußtseyn, daß ihn die Leidenschaft zu weit zu führen im Begriffe sey, und nun bemüht sie seinen weitsehendern Planen dienstbar zu machen, etwa wie der kundige Lenker das ungestüme Feuer der Pferde mäßigt, damit der Wagen desto schnellern Laufs das gesteckte Ziel erreiche.

„Halt," wiederholte er, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, als breiteten sich wie durch Inspiration die

Grundzüge des politischen Meisterstreichs vor ihm aus, der mehr als jeder andere Akt seiner Regierung Frankreichs Monarchen die unumschränkte Suprematie ihrer Herrschaft sicherte, wir meinen die Verurtheilung Johanns von Anjou, des mächtigsten Kronvasallen, durch die vereinigten Pairs des Königreichs.

Machte er den Krieg gegen Johann zum persönlichen zwischen sich und dem Könige von England, so mochten ihn allerdings seine Barone unterstützen und der Strauß konnte siegreich beendet werden. Lud er aber Johann als Herzog der Normandie in einem Fall der Felonie vor den souveränen Pairshof, so hatte er einen Vorgang zu Ausübung seiner Gerichtsbarkeit über seine höchsten Vasallen, der keiner von diesen, so mächtig er seyn mochte, Widerstand entgegenzusetzen den Muth haben konnte. Noch mehr, war einmal Johann durch den Pairshof verurtheilt, und das war eine ziemlich ausgemachte Sache, so waren die französischen Barone genöthigt, ihren Urtheilsspruch bei Kräften zu erhalten; das Band zwischen ihnen und ihrem Könige war nicht mehr der lockere Faden freiwilligen Dienstes, nachgiebig und reissend nach den Geboten der Laune, sondern die starke Kette der Lehenpflicht, bei deren dauerndem Halt alle sammt und sonders betheiligt waren.

Philipp erkannte auf den ersten Blick den ungeheuern Zuwachs von Gewalt, den er durch diesen einen großen Akt der Ausübung seiner Rechte gewinnen mußte. Allein bei seinem eigenen scharfen Blicke zweifelte er kaum, daß seine Barone sich gleichfalls darüber nicht täuschen, sich vielleicht

gar seinem Willen widersetzen würden. Gleichwohl beschloß er, auf sein Recht fußend, Johanns Vorladung vor den Pairshof könne ihm in keiner Weise streitig gemacht werden, seinen Plan jedenfalls zu Ende zu führen. Um aber möglichst sicher zu gehen, wollte er denselben als eine Concession darstellen, die von seiner Seite den Privilegien des Adels gemacht werde.

Was dem langsamen Auge, der noch langsamern Feder lang und mühsam erscheint bei ihrer Wanderung auf dem Papier, ist für den Geist das Werk der Secunde, und so war denn auch Philipp in einem kurzen Augenblicke mit allen seinen Erwägungen zu Ende, und sein Benehmen lag fest gezeichnet vor ihm.

„Halt," sagte er zu dem Herold, „halt — meine Herren," fuhr er gegen die Anwesenden fort, die ihn im Halbkreise umstanden, „in der ersten Entrüstung gegen den schändlichen Mörder übersah ich das Verhältniß, in welchem ich zu demselben stehe. Allerdings habe ich das unbestreitbare Recht ihm als Monarchen den Krieg zu erklären, aber wegen des Verbrechens der Felonie darf ich ihn nicht bestrafen, ohne durch Euren Richterspruch dadurch ermächtigt zu seyn. Ich möchte um Alles nicht die Privilegien meiner edlen Vasallen verletzen, deßhalb stelle ich die Verurtheilung dieses Johann von Anjou Euch anheim, Herzöge von Burgund und Champagne, und Euch übrigen Pairs von Frankreich, die Ihr hier anwesend seyd. An ihn soll die Ladung ergehen, binnen zwanzig Tagen zu erscheinen vor meinem Pairshofe, um sich zu verantworten gegen die erhobene Anklage. Frank-

reichs Barone sollen ihn richten nach ihrer Ehre und seinen Verdiensten, und mit den Waffen werde ich für die Vollziehung des Spruches sorgen."

Kaum hätten sich die Pairs dem Richteramt entziehen können, wenn es in ihrer Absicht gelegen wäre, so aber drückten sie, dem Monarchen an Scharfblick keineswegs gewachsen, und über Johanns Niederträchtigkeit erbittert, ihre Zustimmung aufs Unzweideutigste aus. Sie verpflichteten sich aufs Neue dem Könige Beistand zu leisten in seinem Kriege gegen England, gleichviel ob es sich um Vollziehung ihres Rechtsspruchs handle oder blos um die Fortsetzung der schon im vollen Gang befindlichen Fehde.

Unverzüglich wurde der Herold nach Rouen entsendet mit dem Auftrage, Johann die Anklagepunkte einzuhändigen, und ihn am zwanzigsten Tage zur Verantwortung nach Paris zu laden. Der Legat des heiligen Stuhls verabschiedete sich mit ziemlich unzufriedener Miene, überzeugt, daß dießmal die Donner der Kirche unschädlich zu Philipps Füßen rollen würden, sollten sie auch mit wuthzitternder Hand geschleudert werden. Bei seinem Abgange krümmte sich Philipps Lippe wie zum Hohn, und sein Auge glühte wie im Vorschmack des Triumphs über den stolzen Priester, der den Strom seines häuslichen Glücks so gänzlich getrübt hatte.

„Werther Herr von Coucy," sagte der König, indem er, der Gegenwart wieder zugekehrt, sich mit verführerischem Lächeln zu dem jungen Ritter wendete, „trotz der traurigen Nachricht, die Ihr uns gebracht, seyd Ihr an Frankreichs Hofe herzlich willkommen. So weit unsere dürftigen Mittel

reichen, sollt Ihr schadlos gehalten werden für das, was Ihr erduldet habt. Mittlerweile bitten wir Euch unsern Palast als Euer heimathlich Haus anzusehen, bis wir mit schmetternden Trompeten und gesenkten Lanzen gemeinschaftlich ausziehen, den Mörder Arthurs zu züchtigen. Und auf dem Rachezuge, nach dem Ihr, wie uns wohl bewußt, dürstet, sollt Ihr die sämmtliche Mannschaft führen, die das Gebiet des Grafen von Tankerville stellt, wohl volle tausend Bogenschützen und zweihundert Ritter. — Beim Abendessen, edle Herren," fuhr er fort, „hoffen wir auf Eure ehrende Gegenwart; zuvor fällt mir noch eine bittere Aufgabe zu — einer zärtlichen Mutter den Tod des edlen Jungen zu hinterbringen, — einer hülfslosen Wittwe Trost zuzuflüstern in ihrem unsäglichen Jammer."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Kein freundlicher Sonnenstrahl durchdrang die unwandelbar düstere Wolke, die sich über dem Scheitel der unglücklichen Agnes von Meran gelagert. Die Hoffnung auf einen günstigen Entscheid des Consils, das über die Scheidungsfrage zu erkennen hatte, schwand allmählig hinweg, bis das unstäte, zweideutige Licht fast peinlicher war, als die Finsterniß der Verzweiflung. Das lange Zögern der römischen Kirche, die widrige Kleinigkeitskrämerei in allen den ceremoniösen Formen, das leere Wortgezänke, der endlose Geschäftsgang, all das verfehlte seine verzehrende Wirkung auf Ag-

nesens Geist und Gestalt nicht, so biegsam und ausdauernd auch beide aus der Hand der Natur hervorgegangen waren. Die Königin schmachtete dahin wie die Rose an Sommers Ende, wann Blatt um Blatt, der Vernichtung weichend, abfällt.

Ihre sonstigen Lieblingsgegenstände machten ihr keine Freude mehr, das Hervorkeimen der Frühlingsblumen, der wildmelodische Gesang der Vögel, das erwachende Glühen der ganzen Natur am Ende des langen, kalten Winters, all das ließ sie freudeleer. Ihr Herz hatte seine jugendliche Spannkraft verloren, und ein düsterer, schattiger Schleier umgab ihre Augen, daß ihr Alles in einem trüben, farblosen Lichte erschien. Ihr Ohr war jedem Tone verschlossen, der wie Hoffnung, Vergnügen, Entzücken klang, und so war ihr Leben ein fortgesetzter, trauriger Traum über verlorene Freuden, über ein Glück, entschwunden um nie wiederzukehren.

Wohl manche Stunde brachte sie in Waldeseinsamkeit zu, und beim Anblick der jungen, grünen Blätter, die sich eben ihrem Winterkleide, dem Werke der sorgsam verhüllenden Natur entzogen, gedachte sie der Zeit, wo sie mit ihrem geliebten Gemahl das herrliche Erwachen des Frühlings belauschte. Unwillkührlich drängte sich da die Thräne hervor bei dem Gedanken, nicht mehr ihm zur Seite zu stehen, bei der Aussicht auf eine unendliche, eisige Zukunft, eine Zukunft mit derselben dumpfen, trostlosen Larve, die auch nicht die geringste freundliche Abwechselung bot. Auch bestieg sie nicht selten eine der benachbarten Höhen, und verlor sich im Genuß der weiten Aussicht über das Baummeer hin mit den

grünen Häuptern, die in ewigem Hin- und Herwanken unter ihr begriffen waren, über die Kette von Hügeln und Thälern und Ebenen, die sich jenseits anschloß, über die Schlangenpfade des breiten Flusses mit seiner reich gesegneten Thalebene, und dem fernen Glizern von Thürmen und Zinnen ringsherum auf der herrlichen Fläche des schönen Landes Frankreich. Wohl manchen Seufzer erpreßte ihr dieser Blick über das stolze Reich ihres Philipp, und eilig wendete sie sich von der weitgedehnten Scene der engen Grenze ihrer individuellen Gefühle und Drangsale wieder zu.

Der Gesellschaft entzog sie sich fast ganz. Zwar folgten ihr ihre Frauen, aber in einiger Entfernung, denn sie sahen, daß ihre Gegenwart sie drückte. Nur wenn eine Botschaft vom Könige kam, oder irgend eine neue Nachricht über den Fortgang seiner Waffen, schien sie aus ihren Träumen zu erwachen. Dann lauschte sie, nicht anders, als ob ihre Seele an dem Berichte hienge, und der Erzählende mußte wieder und wieder das geringste Detail wiederholen. Hörte sie, daß diese oder jene Burg gefallen, dieser oder jener Bezirk sich unterworfen, dieser oder jener Baron auf Frankreichs Seite getreten, diese oder jene Stadt den Schlüssel niedergelegt habe zu Philipps Füßen, so verweilte sie bei dem unbedeutendsten militärischen oder politischen Umstand mit solch inniger, leidenschaftlicher Theilnahme, als stände von ihrer Seite Leben und Hoffnung auf dem Spiel bei jedem einzelnen geringfügigen Begegnisse.

Auch entging es ihrer Umgebung nicht, daß die wiederholte Erwähnung des Namens ihres Gemahls ihre Aufmerk-

samkeit steigerte und sie zu bestimmterer Nachfrage veranlaßte. Lächelte aber erst ein ausgezeichneter Erfolg seinen Waffen, so verbreitete sich eine Heiterkeit, eine Wonne über ihr Gesicht, die den ganzen Tag über anzudauern pflegten.

Zeitweise sprach sie nur wenig, denn das Reden schien ihr Mühe zu machen, und schloßen auch ihre Frauen aus der jeden Abend sich höher röthenden Wange und aus dem gesteigerten Augenfeuer auf Besserung ihres Zustandes, so schwand ihre Kraft gleichwohl sichtbar. Die wunderliebliche Hand, in ihrer Kleinheit von der gerundetsten Symmetrie, vordem das Lieblingsthema der Hälfte von Frankreichs Dichtern, welkte und bleichte, daß der geliebte Ring beinahe dem Finger entfiel den er umschloß.

Es gab wohl kein Herz, das standhafter war in seiner Neigung als Agnes, und nie fühlte sie sich zu Gegenständen und Gesichtern hingezogen, blos deßhalb weil sie ihr neu waren. Wenn sie aber auch in ihrer nunmehrigen Lage sich der Gesellschaft ihrer vertrautesten Frauen entzog, wovon mehrere ihr aus ihrem Heimathland gefolgt waren, so machte sie doch nicht selten mit Isidoren vom Berge eine Ausnahme. Von dem Augenblicke an, wo das Fräulein Zuflucht im Schlosse gefunden, das ihr vorläufig auf königlichen Befehl zum Aufenthalt angewiesen war, wurde ihr nicht selten von Seite der Königin ein Lächeln zu Theil, das die andern in keiner Weise zu gewinnen vermochten.

Vielleicht lag das Geheimniß darin, daß Isidore sie nie zu trösten suchte, daß sie fühlte, wie schon der Name „Trostgründe“ unter solchen Umständen wie Hohn klang. Wohl

suchte sie, sanft und zartfühlend wie sie war, die Gedanken der unglücklichen Fürstin von dem unmittelbaren Gegenstande ihres Kummers abzulenken, aber sie ging dabei vorsichtig und allmählig zu Werke, und heuchelte nie eine Heiterkeit, die sie selbst nicht fühlte. Es entging ihr bei ihrem feinen Takte nicht, wie peinlich eine solche Heiterkeit für die Königin seyn mußte, wenn andere sie in der Hoffnung, der Monarchin zu gefallen, affectirten.

Eines Morgens, es war zu Ende des März, als Isidore in der Königin Gemach trat, fand sie Agnesen mit über die Hand gelehntem Haupte in Betrachtung des kleinen Goldreifs verloren, der sie Philipp Augusten verbunden. Dabei entwand sich Tropfe um Tropfe den langen Wimpern und sank auf den Reif nieder. Isidore war im Begriff sich zurückzuziehen, denn auf solchem Kummer ruht eine Weihe und Heiligkeit, wie sie kein fühlend Herz verletzen möchte.

Allein die Königin winkte ihr vorwärts, und wischte sich emporsehend die Thränen ab. „Wir müßen übel daran seyn, Isidore," sagte sie mit schmerzlichem Lächeln über ihren eigenen melancholischen Einfall, „gewiß, wir müssen uns äußerst unglücklich fühlen, wenn selbst leblose Dinge den Verräther spielen und uns in unserem Jammer verlassen. Dieß kleine, magische Symbol," fuhr sie, den Finger auf den Ring legend, fort, „dieser Talisman mit der Universalkraft, zwei Herzen glücklich oder elend zu machen, je nach den Anlagen des Gebers und Empfängers, diesen Morgen fiel er mir vom Finger, ungeachtet er mein Trost gewesen, so manche lange Sorge hindurch. Ist das nicht ominös genug, Isidore?"

„Hoffentlich bedeutet es nichts Schlimmes, gnädige Frau," erwiederte diese. „Glaubt mir, es heißt weiter nichts, als daß der Ring wieder an Euern Finger kommt unter glücklichern Auspizien."

„Dann ist es im Himmel," sagte Agnes mit einem Blicke auf die abgemagerte schöne Hand, die vor ihr auf dem Tische lag. „Täuscht Ihr Euch etwa auch, Fräulein? O Isidore, der Schlangenbiß des Kummers hat nicht nur die Blätter der Blüthe verzehrt, er hat diese selbst bis aufs Mark verwüstet. Könnt' ich irgend meinem Schicksal entgehen, der Tod wäre nicht in meinem Sinne, denn er wird Philippen sehr nahe gehen, obwohl für mich das Grab die einzige Ruhestätte ist. Der Kummer muß bedeutende Fortschritte gemacht haben, bevor dieser Ring, den das Fleisch einst umgab, als wollt' es sich auf immer sein Recht daran sichern, mittelst eigener Schwerkraft sich abstreifen konnte."

Isidore sah beiseite und schwieg, denn in diesem Augenblick von Hoffnung sprechen war mehr als vergeblich, das fühlte sie.

„Ich gab mir Mühe," fuhr die Königin fort, mit einer Art peinlichen Wohlgefallens bei dem Gegenstande verweilend, „ich gab mir Mühe einige aufrichtende Worte an Constanzen von Bretagne niederzuschreiben, wegen des Verlusts ihres unglücklichen Knaben Arthur. Aber ich kritzelte manche Seite vergeblich zusammen, und fand wie schwer es ist, auch nur eine Sylbe des Trostes für wirklichen Kummer zu finden. Wars daß mein Geist, selbstsüchtigerweise sich seinem eigenen Jammer zuwendend, mir die Fähigkeit, andern liebend beizu-

stehen, entzog oder gibt es wirklich nichts auf Erden, das wie Trost klingt: ich weiß es nicht. Aber jede Zeile, die meiner Feder entquoll, war mehr geeignet zu verwunden, als zu erquicken. Endlich gab ich den Versuch auf, die Hand die das Papier gehalten, sank kraftlos an meiner Seite hinab, und das treulose Pfand einer Liebe, innig und wahr wie jemals zwei Herzen umschlungen, fiel mir vom Finger und rollte auf dem Boden hin. O Isidore, sicherlich ein schlimmes Zeichen, und doch war es nicht deßhalb, daß ich weinte. Als ich den Ring wieder ansteckte, gedacht' ich des Tags, da er zuerst an meiner Hand geglänzt hatte, und alle die Bilder entschwundener Glückseligkeit stiegen vor mir empor gleich dem Schatten verblichener Freunde, mich einladend zum Anschluß an die Vergangenheit. Und ach welch vollkommener Gegensatz zwischen den glänzenden goldenen Gestalten jener sonnigen Tage, und dem kalten, unendlichen Jammer jeglicher Stunde der Gegenwart! O Isidore, nicht die Gegenwart ist es, die unser Unglück macht, sondern der Contrast mit der Vergangenheit, der Verlust irgend einer Hoffnung, das Zugrabetragen einer Freude, vereitelte Erwartung, Trauer um Erinnerungen, die hinter uns liegen. Gewiß ist die Gegenwart nichts, gar nichts als in ihrer Beziehung zur Vergangenheit oder Zukunft."

„Wie peinlich muß dieser Gegensatz für die arme Herzogin von Bretagne seyn," erwiederte Isidore, die Erwähnung dieses Namens benützend, um die Gedanken der Königin in Betrachtung ihres eigenen Kummers abzulenken. „Wie bitter müssen ihre Thränen seyn um den tapfern, jungen

Prinzen, da ganz Frankreich um ihn weint. Da ist wohl kein Schloß im ganzen Lande wie sie sagen, das nicht wiederhallt von Klagen über sein schreckliches Ende, keine Brust, die nicht vor Unwillen bebt über seinen Mörder. So eben vernahm ich, daß Herr Guy von Coucy, sein ehemaliger Mitgefangener, Johann ohne Land in Mitten seiner Barone herausgefordert, ihm den Handschuh hingeworfen an den Stufen des Thrones selbst. Der Bote," fuhr sie fort, die Augen niederschlagend als die Königin die ihrigen erhob, denn bei Coucys Erwähnung strömte dem verschämten Mädchen eine Röthe über die Wangen, die sie gerne verborgen hätte, „der Bote, den Ihr an den Stiftsherrn von St. Bertha entsandtet, ist eben von Paris zurückgekehrt. Er bringt Nachrichten vom Pairshofe, der zur Aburtheilung niedergesetzt ist, unter anderen diese, daß sich der Mörder weigert, vor Frankreichs Baronen zu erscheinen. Wenigstens hört' ich dieß von meinem Mädchen Eleonore."

Die Nachricht von Arthurs Tode mit mehreren Einzelheiten über den wirklichen Verlauf, verbreitete sich in vagen Gerüchten über jede Burg auf französischem Boden. Gar mancherlei und unter sich verschieden waren die Gestalten, welche die Erzählung annahm, natürlich aber kam sie Agnesen und ihrem Gefolge in etwas authentischerer Form zu Ohren. Für die Königin war alles, was Philippen in irgend einer Weise berührte, vom tiefsten Interesse. So verfehlte denn auch Isidorens Plan, Agnesen für den Augenblick zu zerstreuen, seine volle Wirkung nicht, und letztere ließ den Boten sogleich vor sich bringen, um aus seinem eigenen Munde

die neuesten Vorfälle vor dem Pairshofe zu vernehmen. Wir wollen jedoch den Leser in eigener Person bei der hohen Versammlung einführen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Wer in den Geist des Feudalsystems nicht tiefer eingedrungen, wird es für eine außerordentliche, fast unbegreifliche Anomalie halten, daß ein souveräner Fürst die Gewalt hatte, einen andern mit kaum weniger ausgedehnten Besitzungen vor seinen Pairshof zu laden, und als Lehensverräther zu richten. Allein die gegenseitige Stelle von Lehensherrn und Vasalle war nicht so unbestimmt und unzusammenhängend, als man glauben könnte. Jeder Lehensbesitzer übernahm mit der Investitur gewisse Verpflichtungen gegen den Souverän, wovon ihn hinsichtlich seines Lehens nichts befreien konnte. Auf seine Weigerung, diesen Pflichten nachzukommen, oder im Fall der Verletzung derselben, fiel das Lehen an den Oberherrn, mit andern Worten an Denjenigen zurück, der es zu Lehen gegeben hatte. Um aber den Rechtsgang zwischen Vasallen und Herrn zu sichern, denn beide waren dabei wesentlich betheiligt, mußte einer dritten Person oder einem Collegium von Dritten die entscheidende Gewalt über alle zwischen den beiden ersten entstehenden Rechtsfragen eingeräumt seyn.

So ward es ein Fundamental-Grundsatz des Feudal-Systems, daß kein Vasall gerichtet werden konnte, außer durch

seine Pairs, das heißt durch Männer, die mit ihm in demselben beziehungsweisen Verhältnisse zu dem Lehensherrn standen. Zu diesem Ende hielt jeder große Baron zeitweise seinen Hof, bestehend aus Vasallen, die ihre Lehen unmittelbar von ihm trugen und auf dieselbe Art war des Königs Pairshof zum Entscheid aller Angelegenheiten competent, welche die unmittelbaren Kron-Vasallen betrafen.

So ward denn Johann aufgefordert, vor Philipp Augusts Hofe zu erscheinen, nicht als König von England, denn in dieser Beziehung war er unabhängiger Souverän, sondern als Herzog der Normandie und Herr von Anjou, Poitou und Guyenne, sämmtlich Lehen der französischen Krone. Daher zweifelte denn auch Niemand an der Competenz des Hofes, und Johann selbst wagte nicht dessen Autorität zu verdächtigen.

Am Morgen des Gerichtstags bot der Palast des Louvre einen gar glänzenden Anblick. Sämmtliche große Barone Frankreichs in gegenseitigem Wetteifer, wer das glänzendste Gefolge aufzubringen im Stande sey, fanden sich mit ihren wohlhabendsten Vasallen am königlichen Hoflager ein. Ein ganzes Heer von Rittern und Edlen, alle in den anmuthigen, wallenden Gewändern nach dem Geschmacke des Tages, dazu von Gold und Juwelen strotzend, und in der heitersten Farbenpracht, deren die damalige Färbekunst nur immer fähig war, drängte sich in und um den Palast. Seide- und Sammetstoffe, Gewebe von Gold und Silber schienen um den Vorzug zu wetteifern in den Hofräumen und Vorzimmern; Flaggen und Federn, Banner und Bänder flatterten im Winde,

während die schönsten Pferde, die weit und breit sich auftreiben ließen, in ganzen Zügen von Pagen und Knappen herbeigeführt wurden, nicht anders, als wären ihre graziösen Gestalten zu edel für eine Last, und wärs auch eine fürstliche.

Im großen Saal war die Scene feierlicher, obgleich kaum weniger glänzend. Mitten unter den prachtvollen Decorationen des königlichen Hofs am Tage hoher Feierlichkeit saßen die Höchsten und Edelsten des ganzen Landes, gekleidet in die schimmernden Hermelin-Roben, einer Pellerie, die, ganz abgesehen von ihrem Werthe, durch ihre schneeige Weiße und die ihr eigenthümlichen massigen Falten die Idee an Majestät und Größe verleiht, wie kein anderes Gewand. Ueberdieß war keine unter allen den gekrönten* Stirnen, die nicht die Linien strengen, ausdrucksvollen Ernsts zur Schau trug, denn alle waren durchdrungen von der Wichtigkeit des Augenblicks, der furchtbaren Ursache ihres Zusammentritts, der voraussichtlich ungeheuren Folgen ihrer Entscheidung. Dieses Gefühl grenzte nahe ans Grausenhafte, und manche von den Jüngern schienen kaum zu athmen, um die allgemeine Stille nicht zu stören.

Im Mittelpunkte, umgeben von allen Insignien der königlichen Würde, auf einem mit goldgesticktem Scharlach ausgeschlagenen Throne, zu welchem mehrere Stufen führten, saß Philipp August, dem Geiste, der Person, dem Blicke nach

* Nach Seldon wäre das Costume der Pairskrönchen aus spätern Zeiten. Allein er irrt, wie sich zur Genüge ergibt aus Ducange Dissert. XXIV. R. Hoved. 742. Geschichte der Grafen von Poitou ꝛc. Ein an sich unbedeutender Gegenstand, so fern es sich nicht um Darstellung der Sitten und Gebräuche der Zeiten handelt.

Monarch im vollsten Sinne des Worts. Sein Haupt schmückte ein einfacher goldener Reif* der, mit feinen, eingeschnittenen Steinen besetzt, vorn an der Stirne von mehreren Fleurs de Lys überragt ward. Der geringe Unterschied zwischen diesem Kopfschmuck und den Pairskrönlein würde kaum den Monarchen bezeichnet haben. Allein deutet auch das Aeußere nicht immer die Würde an und zwar die geistige sowenig als die der Stellung, so konnte sich doch Niemand in Philipp August irren, denn alles war königlich an seinem Blick und seiner Haltung. Aus jeder Linie seiner Züge leuchtete die Gewohnheit zu gebieten, und unter den vielen anwesenden fürstlichen Personen war ihm keine zu vergleichen.

Zur Linken des Königs stand Mountjoy, der Wappenkönig, eine Rolle in der Hand haltend, welche die Anklageacte der Frauen Constanzia, Herzogin von Bretagne, enthielt. Sie lautete wider Johann, der sich unbefugter Weise — es ward bewiesen — König von England nenne, und klagte ihn des Mords an, begangen an Arthur Plantagenet, seinem Neffen und rechtmäßigen Souverän, ihrem Sohne.

Zur Rechten stand Coucy, unbewaffnet und auch nicht im Pairsrock, obgleich ihm sein kleines Besitzthum, als freies Allodium, zu letzterem das Recht gab. Allein als Hauptankläger Johanns konnte er natürlich nicht gegen ihn zu Gericht sitzen.

Einige Pairsstühle waren unbesetzt, und ehe man zum Hauptgeschäft schritt, wurden etwelche Boten eingeführt zu

* Die geschlossene Krone ward erst unter der Regierung Ludwig XII. oder Franz I. eingeführt.

Geltendmachung der Entschuldigungen solcher Barone, welche entweder aus Mangel an den erforderlichen Mitteln oder aus fehlender Neigung in Person nicht erschienen waren. Das Vorbringen der Meisten ward als genügend erkannt, bei andern dagegen runzelte der König die Stirne, und es fielen bedeutsame Blicke zwischen ihm und Kanzler Guerin, der wenig Schritte von ihm entfernt stand.

Nach Beendigung dieses Theils der Feierlichkeit, gab Philipp dem Wappenherold ein Zeichen, worauf dieser einem leisen Gemurmel, Folge der Zulassung der Boten, ein Ziel zu setzen wußte. Nachdem er sofort die Anklageacte verlesen, schritt er mit einem Gefolge von Herolden und Marschällen auf die große Saalthüre zu, die sich bei seiner Annäherung öffnete. Vor derselben angelangt, forderte er Johann, Herzog der Normandie auf, sich zu stellen vor den Pairs von Frankreich und Rechenschaft zu geben gegen die Anklage der Frauen Constanzia, Herzogin von Bretagne.

Dreimal wiederholte er den Ruf, denn so verlangte es die Form, während in den Zwischenräumen Trompeten ertönten, und dann jedesmal eine Pause für die Antwort gelassen wurde.

Endlich nach kurzem Zwiegespräch mit einigen Leuten draußen, traten die Herolde in den Saal zurück, begleitet von zwei Individuen, die sich als Johanns Abgeordnete ankündigten; denn Letzterer hatte sich, wie man längst wußte, nicht in Person gestellt, und zwar aus guten Gründen. Der eine war ein Bischof in Pontificalibus, und der andere der wohlbekannte Hubert von Burgh.

„Herren Deputirte, Ihr seyd willkommen," sagte der König, als die beiden Normänner bis ans Ende der Tafel im Mittelpunkt des Saals vorgerückt waren. „Sagt an, warum erscheint Johann von Anjou nicht vor seinen Pairs, um sich zu verantworten gegen die erhobene Anklage? — Ist er etwa todtkrank? oder wagt er die Competenz des Gerichtshofs abzustreiten?"

„Keines von Beidem, Sire," erwiederte der Bischof, „er ist nicht krank, noch zieht er als Herzog der Normandie die Autorität der Pairs im Geringsten in Zweifel hinsichtlich aller der Fragen, die sich auf dieses Land beziehen." Philipps Stirne klärte sich auf. — „Aber," fuhr der Bischof fort, „ehe er sich in eine Stadt wagt und in ein Land, wo er viele und bittere Feinde hat, verlangt er vom Könige von Frankreich Gewähr der Sicherheit."

„Recht gern ertheile ich ihm die," erwiederte Philipp, „er komme getrosten Muths! ich schütze ihn gegen jede Unbill und Ungerechtigkeit."

„Aber verpfändet Ihr gleicherweise Euer königlich Wort," fragte der Bischof mit festem Blicke auf den König, als fürchte er Arglist, „verpfändet Ihr gleicherweise Euer königlich Wort für sichere Heimkehr in sein Land?"

„Auch das," versetzte der König mit klarer, markirter, deutlicher Stimme, „wenn der Entscheid der Pairs sie ihm gestattet."

„Wenn aber die Pairs ihn verurtheilen," war die weitere Frage des Bischofs, „wie dann, ist ihm auch dann sicheres Geleit gewiß?"

„Nein beim Herrn des Himmels und der Erde," donnerte der König, „dann gewiß nicht! Verurtheilen ihn seine Pairs, so leidet er die Strafe, die sie über ihn ausgesprochen und wärs der Block, der Strick, das Rad! Ihr Entscheid wird buchstäblich vollzogen."

„Denn wißt Ihr wohl, Herr König," erwiederte der Bischof ruhig, „daß Johann von England sich eurem Hof nicht unterwerfen kann. Das Königreich England kann französischen Baronen nicht auf Discretion hingegeben werden dadurch, daß sein Monarch ihrem Urtheil sich unterwirft. Das würden die englischen Barone nie und nimmermehr zugeben."

„Und was geht Das mich an?" rief Philipp. „Weil mein Vasall, der Herzog der Normandie, sein Besitzthum erweitert, soll ich, sein Souverän, meine Rechte verlieren? Bei den himmlischen Heerschaaren, nein! Auf, Herolde, eilt in die Höfe, auf die Brücken und Landstraßen und ladet Johann von Anjou vor die Schranken seiner Pairs! — Herr Bischof, Ihr habt Eure Sendung vollbracht, und bleibt Ihr eine halbe Stunde länger, so werdet Ihr das Urtheil des Pairshofs über die vorliegende Frage vernehmen."

Dazu hatten der Bischof und sein Begleiter keine Lust, sie verabschiedeten sich und traten ihren Rückzug an. Der Bischof that dieß mit einer tiefen Verneigung in die Runde, der trotzige Hubert aber begnügte sich mit einem ruhig sorglosen Blick nach allen Seiten, als wäre es der Schlußstein für eine unnöthige Ceremonie, deren er herzlich satt seyn mochte.

Mehrere Minuten nach ihrem Abtritt dauerte das Geflüster im Saale fort und Philipp blieb diese Zeit über ruhig auf dem Throne sitzen. Aber sein scharfes Auge war nicht unthätig, es musterte die Gesichter in der Runde, augenscheinlich bemüht, ihnen vor verkündetem Urtheilsspruch dessen Inhalt abzulauschen. Allmählig trat die frühere tiefe Stille wieder ein, indem einer um den andern das Zwiegespräch mit seinem Nachbar fallen ließ. Ein solches vollkommene Schweigen hat jederzeit den Charakter des Ehrfurchtgebietenden, ist es aber das Erzeugniß der Erwartung, und wird es bei einer großen Gelegenheit ungebührlich verlängert, so steigert es sich zum peinlichen Zauber, den zu brechen es eines festen Entschlusses bedarf.

So saßen Frankreichs Pairs nach hergestellter vollkommener Ruhe laut und regungslos in Erwartung des Wiedereintritts des Herolds. Auch auf sie verfehlte die allgemeine Stille ihren ehrfurchtgebietenden Eindruck nicht, denn mehrere der Furchtsamen, Unentschiedenen hätten sich gerne bei ihren Nachbarn Raths erholt, aber sie wagten nicht den Zauber zu brechen, der auf der Versammlung zu ruhen schien.

Manch vager Zweifel und manche Besorgniß knüpfte sich an die Pflicht, die ihnen zu erfüllen nunmehr oblag. Denn auch damals lastete schwere Verantwortung auf dem, der eine Welt in die Waffen rief, und die kaum verlaufene Sündfluth von Blut zu erneuern sich vermaß. Unter dem Einflusse solcher Gefühle fehlte es unter den Anwesenden nicht an Leuten, die sich bedeutsame Blicke zuwarfen zur Vergewisserung, ob der und jener von denselben Bedenklichkeiten

gequält werde. Allein es ist immer der Kühne, der vorangeht, und da und dort im Saale ließ sich ein Gesicht blicken, das sich nirgends hinwendete, um auswärts Rath und Unterstützung einzuholen. Vielmehr schienen die fest zu Boden gehefteten Augen, die gesenkte Stirne, die geschlossenen Lippen ein Originalbild festen, wohlerwogenen Entschlusses zu bieten, und dergleichen Männer gaben denn auch der Berathung den Ausschlag. Auf ihre Stimme warteten alle, und alle Stimmen folgten ihrer Leitung.

Wiederum öffnete sich die Saalthüre und Mountjoy trat ein mit der Meldung, Johann von Anjou, Herzog der Normandie, sey in Hofräumen, auf Brücken und Hochstraßen vorgeladen, ohne daß er eine Antwort von sich gegeben.

Aufs Neue tiefe Stille, während deren Philipp kein Auge abließ vom Herzoge von Burgund. Dieser Letztere war ein ernstes, schwermüthiges Gesicht, dabei breitschulterig bis zur Corpulenz, mit buschigen Brauen, die über die dunkeln Augen herabhingen, aber mit erhabener, feingebildeter Nase und kleinem wohlgeformten Munde, so daß dem Ganzen der Ausdruck der Strenge inwohnte, ohne den Beischmack des Widrigen, und des Auffallenden, ohne daß man es eben hübsch nennen konnte.

Lautlose Stille ruhte auf der ganzen Versammlung, als sich der mächtige Pair von seinem Sitze erhob. Die Hand aufs Herz gelegt sprach er mit deutlicher, ernster Stimme. „Ich erkenne Johann von Anjou schuldig des Mords und des Treubruchs, halte ihn für einen grausamen, verkehrten Verräther und erkläre, daß um diese Verbrechen seine Leben

in der Normandie, in Anjou, Poitou, Maine und Guyenne von Rechtswegen verwirkt sind seinem souveränen Herrn und Gebieter, während er selbst dem Tode verfallen ist, und zwar nehm' ich all dieß auf Ritterwort und Ehre."

Beifälliges Gemurmel reihte sich diesen Worten an, denn schon waren viele über denselben Entscheid mit sich im Reinen, und wer bisher geschwankt, freute sich eines solchen Vorgangs, der ihm zur Richtschnur dienen konnte. Einer um den andern erhob sich, und trotz aller Bedenklichkeiten, die kurz zuvor auf mehreren so schwer gelastet, trat keine einzige Stimme in Widerspruch mit dem Votum des Herzogs von Burgund. Hätte ein einziger kräftiger Geist zu opponiren gewagt, die halbe Pairschaft würde ihm einer Schafheerde gleich gefolgt seyn, aber nicht einer war vorhanden, und so sprachen alle heftig, fast tumultuarisch das Urtheil aus, wornach Johann von Anjou einstimmig der hohen Felonie für schuldig erkannt, mit jeder darauf gesetzten Strafe belegt und aller seiner Lehen verlustig erklärt wurde.

Ein außerordentliches Zungengeschmetter folgte auf die frühere Stille, bis des Königs Stimme, alle andern übertönend, sich Gehör zu verschaffen wußte.

Was heut zu Tage wie Theater-Effect klingen würde, war mit den Sitten, Gewohnheiten, Gefühlen der damaligen Zeit in vollkommenem Einklange. Ein uns unbekannter Geist, ein Princip der Bewegung, dessen Kraft nun erschöpft ist oder nur schwach sich fühlbar macht in den Herzen Weniger, der Geist des Ritterthums feuerte damals die Menschen zu Allem an, was außerordentlich und ergreifend war.

Philipp erhob sich majestätisch, zog das Schwert und schritt zur Tafel, auf welcher er die blanke Waffe niederlegte. Nach einem Blick in die Runde, rief er: „Zu den Waffen, zu den Waffen! Edle von Frankreich, Euer Urtheil ist verkündigt, es ist nun Zeit, ihm Nachdruck zu geben mit dem Schwerte! — Nochmals rufe ich: zu den Waffen, und kein Augenblick gehe verloren über eiteln Worten. Bietet Eure Vasallen auf, Philipp von Frankreich zieht zu Feld, Euer Urtheil zu vollziehen gegen Johann von Anjou, und ruft seine Vasallen auf, ihren Spruch bei Kräften zu erhalten! Am zehnten Tage von heute versammeln wir uns und zwar unter den Mauern von Chateau Gaillard. Mögen die Feigen zurückbleiben, wenn nur die Tapfern mir folgen; dann soll der Verräther vor Jahresfrist gezüchtigt seyn."

Sofort winkte er den Pairs zum Abschiede, und verließ, von Herolden und Reisigen gefolgt, den Saal.

Die jüngern, weniger Hellsehenden, zollten Philipps kurzer Harangue Beifall, allein letztere war in solch triumphirendem Tone vorgebracht, daß der besonnene Theil der Versammlung Ursache genug zum Nachdenken fand. Vielleicht, daß der und jener zu ahnen begann, er habe heute einer Gewalt gehuldigt, die früher oder später gegen ihn selbst sich richten könnte. Allein der Zweifel hielt Jedes Zunge in Schranken und so trennten sie sich, um ihre Vorbereitungen zu dem beginnenden Feldzuge zu machen.

Philipp August verlor keinen Augenblick. Kaum hatte der Herold dem Könige Johann die Nachricht seiner Verurtheilung durch den Pairshof hinterbracht, so waren auch schon

sämmtliche englische Besitzungen in Frankreich von einer überlegenen Streitmacht angegriffen.

Seiner Niederträchtigkeit, Verrätherei und Unbesonnenheit überdrüssig, leisteten die englischen Barone ihrem Könige nur geringen Beistand, und der Adel seiner überseeischen Besitzungen schloß sich gerne an Philipp an, der eine Freundschaft, einen Schutz bot, worauf man sich verlassen konnte. Zwar blieben die größern Städte Maines und die Normannen die Johann getreu, und setzten sich auch einigermaßen zur Wehre, allein mit unzureichendem Erfolg gegen die Ueberlegenheit der Streitkräfte und den Vorzug der Geschicklichkeit, oder wohl gar gegen die angebotenen politischen Concessionen. Noch waren keine zwei Monate vorüber, als bereits der größere Theil sich Philippen unterworfen hatte.

Nach der Sitte der Zeit eröffneten Horden von Beutemachern und Mordbrenner das kriegerische Drama, und auf den ersten Waffenruf war die Normandie von ihnen überschwemmt. Sie plünderten, verheerten, zerstörten ohne Schonung für Geschlecht und Alter, und ihre Exzesse bestimmten die Bevölkerung, sich dem französischen Monarchen zu unterwerfen, der allein ihnen genügenden Schutz gewähren konnte. Den Städten hielt Philipp das Versprechen, wornach sie freie Gemeinheiten bildeten unter königlichem Vorrecht, den Baronen leistete er Gewähr ihrer Rechte und Privilegien, dem Landvolke bot er Friede und Sicherheit. Bei diesen Anerbietungen, der Aussicht ihrer Erfüllung im Fall der Annahme auf der einen Seite, und einer ungeheuren siegreichen Armee auf der andern, kann es keine Verwunderung erregen,

daß die französische Standarte überall auf nichts als Triumphe stieß.

Der feige Johann flüchtete sich nach Guyenne, während der Graf von Salisbury mit geringen, ungenügenden Streitkräften den Fortschritten des französischen Monarchen Einhalt zu thun nach Kräften sich bemühte. Schlachten fielen keine vor, denn die Ungleichheit der beiden Armeen machte es dem Grafen zur Pflicht, alles was einem allgemeinen Treffen ähnlich sah zu vermeiden. Dagegen reihten sich Belagerungen und Scharmützel in rascher Folge an einander, und dem Coucy ward nun volle Gelegenheit, den Becher des Ruhms zu leeren, nachdem er so lange gelechzt hatte.

An der Spitze der Vasallen des Grafen von Tankerville, einer Truppenschaar, die es an Tüchtigkeit und Glanz der Ausrüstung mit jeder andern in der Armee aufnahm, konnte er die hohen kriegerischen Talente entfalten, die bis jetzt auf eine engere Sphäre beschränkt gewesen waren. Auch vernachläßigte er keine Gelegenheit dazu, und in Schloß und Hütte im ganzen großen Frankenlande, überall wo große Thaten besprochen wurden, ward auch der Name Herrn Guy's von Coucy genannt.

Isidore vom Berge, die sich die ganze Zeit über auf Schloß Rolleboise befand, vernahm von Tag zu Tag neue Kunde von den Waffenthaten ihres Geliebten. Zwar zitterte sie nicht selten um seine Sicherheit mit jener bangenden Sorge, deren sich das weibliche Herz selbst in den Tagen des Ritterthums nicht gänzlich erwehren konnte. Aber der Impuls, der Coucy vorwärts trieb, war ihr bekannt, und stolz auf die

Neigung, die sie erwiedernd eingeflößt, erglühten ihr Auge und ihre Wange von Liebe, Hoffnung und Erwartung, so oft der theure Name genannt ward.

Ihr Vater, dachte sie, werde nach dem niederträchtigen Entführungsversuche Wilhelms von La Roche Guyon — sie war mit allen Einzelheiten nur zu wohl bekannt — sie niemals zur Ehe mit solch elendem Verräther zwingen, und wer hatte dann gegründetere Ansprüche auf ihre Hand, als Herr Guy von Coucy? So flüsterte wenigstens die Hoffnung. Allein Furcht hielt ihre Gegenrede ebenfalls bereit, und vielleicht schenkte Isidore Beiden gleich williges Gehör.

Mittlerweile war Graf Thibaut von Auvergne von seiner Wunde genesen, und unter der liebevollen Pflege seiner Leute, die sich auf Coucys Mittheilungen wieder bei ihm eingefunden, gelangte er zu neuer Kraft, wenigstens des Körpers. Inzwischen ließ sich nicht verkennen, daß wie im umgekehrten Verhältnisse mit seiner ausnehmenden Erschöpfung durch den Blutverlust sein Geist sich mehr gesammelt hatte und klarer geworden war, nunmehr mit der Zunahme der Körperkraft die geistigen Fähigkeiten wieder mehr in den Hintergrund traten. Seine Leute, die trotz seines kalten, ernsten Benehmens mit ächter Lehenstreue an ihm hiengen, behielten ihn unausgesetzt im Auge, aber vergeblich. Mit unglaublicher Schlauheit wußte er in seinem Wahnsinn alle zu täuschen, und so entkam er zum zweitenmal, ohne eine Spur seines Wegs zurückzulassen.

Das war die Lage sämmtlicher Personen unserer Erzählung am Ende des Monats Junius. Bis dahin war

der Graf von Salisbury mit seiner Handvoll Leute der königlichen Armee stets zur Seite geblieben, sie unausgesetzt neckend, so daß kein Tag ohne einige Scharmützel zu Ende lief. Nun hörte dieß plötzlich auf, und der Graf verschwand mit seinem Häuflein aus der Normandie, so daß diese offen und unbeschützt der französischen Armee preißgegeben war. Sogleich circulirten tausend unsichere Gerüchte im Lager; das einzige wahre wurde dem Könige hinterbracht, als er nach Vollendung eines Morgenmarsches schreibend in seinem Zelte saß.

„Nun," rief er einem der thätigsten Knappen zu, der bei ihm eingeführt wurde, „hoffentlich was Neues von Salisbury? Nur nichts mehr von ich glaube! Ich will einmal Gewißheit haben."

„Gnädigster Herr," erwiederte der Mann, „ich bin meiner Sache gewiß, ich sah die feindliche Nachhut in vollem Marsche gegen Boulogne. Den normänischen Jargon affectirend ließ ich mich mit einigen ins Gespräch ein und erfuhr, daß die ganze Armee nach Flandern ziehe."

„Ha, so bald!" rief der König, „soweit dacht' ich sie noch nicht im Reinen."

Zu Erläuterung dieser Worte müssen wir einen Blick auf die Ereignisse werfen, welche sich mittlerweile außerhalb der Grenzen Frankreichs zugetragen. Sie bedrohten den auf seinem eigenen Boden von Sieg zu Sieg eilenden Monarchen mit gänzlichem Untergang in Folge des zwischen seinen auswärtigen Feinden und seinen mißvergnügten Vasallen zu Stande gekommenen Bündnisses.

Vierzigstes Kapitel.

Während der Kriege in der Normandie und in Maine war Johann abwesend gewesen, aber nicht unthätig, und was er durch seine eigene Macht nicht erreichen konnte, beschloß er durch Coalition zu Stande zu bringen. Sämmtliche Gewalthaber, deren Besitzungen an Philipps Staaten grenzten, hatten gar mancherlei Gründe ihm gram zu seyn und ebenso verhielt es sich mit seinen unmittelbaren Vasallen. Daher erkannte Johann wohl, daß ihm nur Eine Hoffnung blieb zu Wiedergewinnung der Lehenbesitzungen, die ihm Philipp aus den Händen gewunden. Diese eine Hoffnung war das Zustandebringen einer Allianz zwischen sämmtlichen Feinden des französischen Monarchen, um denselben durch vereinte Anstrengungen vom Throne zu stürzen.

In Verfolgung seines Planes stieß der englische Souverän nirgend auf Widerstand. Otto, der deutsche Kaiser, hatte an Philipp einen rastlosen, unversöhnlichen Gegner gefunden. Philipp war es gewesen, der sich vorzüglich seiner Wahl widersetzt, Philipp und kein anderer der Candidaten auf Candidaten ihm entgegengestellt hatte. Selbst Otto's Zwistigkeiten mit dem reizbaren Papste hatte Philipp zu seinem Vortheil benutzt, und noch nach Otto's Krönung setzte er ihm einen Nebenbuhler entgegen, und wußte die größere Hälfte von Oberdeutschland Friedrichen von Sizilien in die Hände zu spielen. Deßhalb dürstete der deutsche Kaiser nach Rache, und der Vorschlag eines allgemeinen Bündnisses ge-

gen den französischen Monarchen kam, sein eigenes Streben anticipirend, seinen Wünschen entgegen.

Eben so leicht war Ferrand, Graf von Flandern, für den Bund gewonnen. Einer der mächtigsten Vasallen der französischen Krone mit einem Gebiete, das die königliche Domäne selbst an Umfang übertraf, war er immer eifersüchtig gewesen auf Philipps wachsende Macht, und ließ es an wiederholten Treubrüchen nicht fehlen, wenn sie ihm geeignet schienen, das Lehensband zwischen ihm und seinem Souverän zu lockern. Nun aber erkannte er an Johanns Schicksal, daß dergleichen Pflichtverletzungen nicht ungestraft blieben. Zu seinem Haß, seinen Befürchtungen traten nun auch noch ehrgeizige Absichten. Er träumte von Unabhängigkeit, Souveränetät, ungeheurer Gebietsvergrößerung als den unfehlbaren Folgen von Philipps Sturz, und war daher einer der Ersten, seinen Namen dem Bunde beizugesellen. Kaum war die Allianz der Großen geschlossen, so traten die Kleineren zu Tausenden bei, jeder in der Hoffnung das gebührende Theil an der Beute zu bekommen. Die Herzoge von Brabant und Limburg, die Grafen von Holland, Namur und Boulogne, ob Vasallen des Königs von Frankreich oder nicht, sie Alle fanden einen Grund ihn zu bekriegen, eine Entschuldigung für ihr Gewissen wegen des Treubruchs den sie begingen.

Mittlerweile nahm die Abneigung der Vasallen gegen ihren Souverän im Innern Frankreichs bedeutend zu. Der Riesenschritt, den die monarchische Gewalt unter Philipps Leitung gethan, besonders in Folge der Verurtheilung Jo-

hanns, wozu die Vasallen noch überdieß freiwillig die Hände geboten, die ungeheure Ausdehnung der Krondomänen, herbeigeführt durch Philipps schnelle, glückliche Vollziehung des Pairsspruchs, all dieß machte die Barone um ihre eigene Macht besorgt. Außerdem fürchteten sie aber auch für die Dauer des Feudalsystems selbst, und dazu gab ihnen der Eifer, womit sich Philipp der Gemeinen annahm, seine eifersüchtige Thätigkeit an Allem, was die Justiz und allgemeinen Rechtsverhältnisse betraf, und die Berufungen, welche er als Oberlehensherr gegen alle Entscheidungen seiner großen Vasallen bei seinem Hofe zuließ, genugsamen Anlaß.

Johann gab sich alle Mühe, die öffentliche Unzufriedenheit und Bangigkeit zu nähren. Tausend Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt über Philipps Plane und Absichten. Bald hieß es, sein ehrgeiziger Geist werde nicht rasten bis er das Reich Karl des Großen hergestellt, bis er die Gewalt der Barone gebrochen, ihren Händen die Verwaltung der Rechtspflege auf ihren Gebietstheilen entwunden habe. Bald sollte er bereits mit sich im Reinen seyn über die beste Art und Weise, wie man sich der Burgen und Ländereien des Adels bemächtigen könne. Mit Einem Worte, da gab es keine Combination, so extravagant sie nur immer seyn mochte, die, zu Erregung der Besorgnisse und Eifersucht des französischen Adels irgend geeignet, nicht arglistig ersonnen, und aufs Sorgfältigste in Umlauf gesetzt wurde.

Einige glaubten es, Andere stellten sich wenigstens so und von allen Seiten des Landes liefen Berichte ein über meuterische Bewegungen.

Mittlerweile war Philipp, wie wir gezeigt, in eifriger Verfolgung seiner Operationen gegen Johann begriffen. Er arbeitete um so energischer auf einen glücklichen Erfolg hin, als er wußte, daß eine Niederlage den Sturm über seinem Haupte zum Ausbruch bringen mußte. Deßhalb ließ er sich denn auch durch keinerlei Drohungen von Verfolgung der errungenen Vortheile abziehen, da er sich überdieß einer genugsamen Zahl seiner Barone versichert hielt, um den auswärtigen Feind zurücktreiben und die innere Empörung züchtigen zu können. Auch entging es seinem durchdringenden Scharfblicke, dieser Haupteigenschaft, die er besaß, nicht, daß sich die Leidenschaften in den Bund seiner Feinde einzuschleichen begannen, ein Krebsschaden, der ihre Bemühungen zeitig zu schwächen, wo nicht gänzlich zu vereiteln drohte. Zwar hatten diese Leidenschaften nichts gemein mit den gegenseitigen Verdächtigungen und Eifersüchteleien, die so oft die erlauchtesten Bündnisse zu nichte machen, wohl aber waren sie identisch mit dem wilden, ungestümen Jagen und Treiben nach wichtigen Veränderungen, die einzig durch das Zusammenwirken mancher langsamen, sich gegenseitig in die Hände arbeitenden Ursachen zu erzielen sind.

Die Plane der Verbündeten dehnten sich aus mit ihrer Macht. Anfangs hatten sie keine andere Absicht gehabt als Philipp Augusten zu bekriegen, und vielleicht ging der ursprüngliche Zweck nur auf Verminderung seiner Macht, auf deren Beschränkung in dieselben Grenzen, welche sich Philipps Vorgänger gefallen lassen mußten. Allmählig aber gedieh der Plan zur Reife, Philipp und seine Familie vom

Throne gänzlich zu entfernen, und da sie an einem glücklichen Erfolg nicht zweifelten, so ließ auch der Theilungsplan nicht lange auf sich warten. Otto bekam seinen Theil, Johann den Seinigen, und Ferrand von Flandern nahm Paris und das ganze umliegende Gebiet für sich in Anspruch. Sämmtliche Gesetze und Einrichtungen Philipps sollten aufgegeben, und das Feudalsystem wieder hergestellt werden, wie es vor anderthalb Jahrhunderten bestanden. Auch über verschiedene andere Abänderungen kam man überein; was aber ganz besonders zu Sprengung des Bündnisses führen mußte, war der beschlossene Angriff auf die Gewalt der Kirche, die entworfene Theilung ihrer Besitzthümer unter Baronen und Rittern.

Johann hatte die Geißel päpstlicher Censur schwer empfunden, und war auch die kirchliche Gewalt zu Erhebung Otto's auf den Kaiserthron ganz besonders thätig gewesen, so ward dennoch diesem Monarchen das geistliche Uebergewicht gar bald auf so empfindliche Weise fühlbar, daß er der entschiedene Gegner desselben Princips wurde, dem er seine Krone verdankte. Nun war von nichts Anderem die Rede als von Minderung des päpstlichen Ansehens und von Säcularisirung des luxuriösen Reichthums der Geistlichkeit.

Papst Innocenz vernahm das Alles mit Zittern, und er, der ursprüngliche Stifter des Bündnisses, sah nun dessen Consequenzen so weit gezogen, daß er sich aus allen Kräften bemühen mußte, es in seinem Lauf aufzuhalten. Allein vergeblich; der Haß, den er gegen Philipp ausgesäet in dessen Besitzungen, die Besorgnisse, die er rege gemacht, die Eifer-

süchteleien, die er angezettelt, all das trug nun seine Früchte und drohte ihm selbst mit einer gefährlichen Ernte. Ueberlegte er die Folgen des herannahenden Kampfs, der mit unglaublicher Eile seiner Entscheidung zuwogte, so erblickte er für sich nichts als Gefahr, gleichviel welcher Theil als Sieger daraus hervorgehen mochte. Doch meinte er über den König von Frankreich einige Gewalt zu haben, so lange die Trennungsfrage unentschieden blieb, und deßhalb wurden denn auch die gewöhnlichen Bedenken und Zögerungen der römischen Kirche über das gewöhnliche Maaß des Verzuges verlängert.

Die Conföderation wußte ihre Bewegungen nicht so geheim zu halten, daß das Gerücht davon nicht Philipp Augusten zu Ohren kam. Gleichwohl wurden die unmittelbaren Vorbereitungen in möglichster Stille getroffen, und so geschah es, daß die erste Anzeige von dem Erscheinen der Verbündeten im Felde Philippen durch die Bewegung des Grafen von Salisbury gegen Flandern zukam.

Nun aber kam „Hageldichte Post auf Post," verkündend die verschiedenen Bewegungen der Alliirten. Schon waren hundertfünfzigtausend Mann von allen Nationen und Waffengattungen an den Ufern der Schelde versammelt. Johann von England stand in Poitou und mehr als zwanzig feste Plätze hatten sich ihm ohne Schwertstreich ergeben. Otto's kaiserliches Banner flatterte im Winde, und Tausende um Tausende strömten jede Stunde herbei, als rufe sein ächt gothischer Name die Myriaden des Nordens zusammen zu einem neuen Angriff auf die civilisirtere Welt.

Zu gleicher Zeit thaten sich Empörung und Abneigung in jedem Bezirke von Languedoc kund, und einige der nächsten Verwandten und ältesten Freunde des französischen Monarchen vergrößerten die Reihen der Feinde. Das waren die Botschaften, die jeder Courrier mitbrachte, das die Streitkräfte, welche das Reich der Franzosen zu verschlingen und ihren Thron umzustürzen drohten.

Wollten wir behaupten, Philipp August habe diese mächtige Allianz ohne die geringste innere Bewegung sich gegenüber gesehen, so würden wir der Wahrheit zu nahe treten. Das aber dürfen wir sagen, daß es nicht die Unruhe eines schwachen, weibischen Geistes war, der den Schwierigkeiten nachgibt, vor der Gefahr zurückbebt. Nicht sobald vernahm er den ungeheuern Umfang der feindlichen Rüstungen — einen Umfang, den er nicht in seiner vollen Größe vorausgesehen — so erließ er seinen Aufruf an den Bann und Arrièrebann von Frankreich, so wie an sämmtliche Barone und treue Männer in seinen sämmtlichen Besitzungen. Zum Sammelplatz war Soissons bezeichnet.

Obgleich dem Feinde der Zahl nach in keiner Weise gewachsen, waren die Streitkräfte, die Philipp daselbst musterte, nichts weniger als unbedeutend. Dießmal zeigte sich die Dankbarkeit der Gemeinden, die durch Philipp ihre Selbstständigkeit gewonnen, in vollem Lichte! Nach ihren Pflichten waren sie in Zeiten der Noth zu Stellung einer bestimmten Truppenzahl gehalten, es ist aber aller Grund vorhanden zu der Annahme, daß bei dieser Gelegenheit die Contingente um ein Bedeutendes mehr als vollzählig waren.

Auch der Edlen und Ritter waren nicht wenige, welche sich bei der Musterung zu Soissons einfanden. Selten hat Frankreich auf solch glänzende Weise sein Ritterthum entfaltet, und was der Zahl abging ward mehr als aufgewogen durch Eifer und Waffenruhm.

Der Erste, welcher an dem Monarchen vorbeizog, als dieser, von seinen sämmtlichen Haustruppen umgeben, auf seinem Schlachtrosse hielt, war sein getreuer Lehensmann, Eudes, Herzog von Burgund, gefolgt von Vasallen und Rittern und einem langen Zuge vieler tausend Bogenschützen und Reisigen aus allen den weiten Landen seines königlichen Herzogthums.

Nächst ihm kam Thibaut von Champagne, noch in früher Jugend, aber begleitet von seinem Oheim Philipp und einem Contingent von Rittern und Soldaten, das an sich ein Heer bildete. Ihm folgten die Grafen von Dreux, Auxerre, Ponthieu und St. Paul, jeder mit einem langen Zuge Gewappneter. Nun nahte der Coucy an der Spitze der Truppen von Tankerville, dann die Herren von Montmorency, Malvoisin, St. Valery, Mareiul und Roye, mit dem Vicomte von Melun und dem berühmten Wilhelm des Barres. Die Truppen, welche der Clerus willig gestellt und die langen Züge von Bogenschützen und Reisigen, von den freien Städten aufgebracht, vervollständigten die Linie, daß das Ganze ein Heer von mehr als achtzigtausend Mann bildete, bedeckt mit glitzernden Bannern und wallenden Federn, die dem Ganzen den Anstrich von Glanz und Pracht verliehen, welcher Begeisterung erregt und Hoffnung befeuert.

Philipps Augen strahlten vor Freude bei diesem Anblicke, und seiner Fähigkeiten zu Leitung eines solchen Heeres sich bewußt zweifelte er nicht länger an einem glücklichen Erfolge.

„Nun," sagte er zu sich selbst, indem ihm Alles einfiel, was die letzten Jahre über ihn gebracht — die Erniedrigung durch den Papst, der Schmerz über die Trennung von Agnes, das ihm abgepreßte Gelübde sie nicht zu sehen bis das Concil die Scheidungsfrage erledigt, wozu ein Termin von sechs Monaten anberaumt war, das lange Zögern der römischen Kirche, worüber beinahe der Termin verflossen wäre, der Verrath, durch Innozenzens Intriguen unter seinen Vasallen angesponnen, zusammt der bittern Erinnerung an manch zerrissenes Freundschaftsband, an manch erduldetes, schweres Unrecht, „nun ist die Reihe zu triumphiren an mir. Agnes, bald bin ich Dein oder im Grabe, und den Mann will ich sehen, Fürst oder Prälat, der, hab' ich einmal Deine Hand in der meinen, sie mir aufs Neue zu entreißen wagt! Nun," murmelte er zwischen den Zähnen, „nun ist die Reihe an mir."

Nachdem er einen Theil seiner neuen Armee nach Poitou gesendet, König Johann daselbst im Schach zu halten, marschirte er ohne einen Augenblick Verzug gegen das Hauptkorps der Verbündeten in Flandern.

Bald folgten alle Schrecken eines blutigen Krieges den Zügen von Plünderern und Abenteurern, welche der Armee vorausritten, Alles mit Mord, Brand und Beraubung verheerend, nachdem sie einmal das unmittelbare Gebiet des

Königs hinter sich hatten. Da war nichts mehr zu sehen als rauchende Trümmer, verheerte Felder, Leichen von Weibern und Kindern, untermischt mit den halbverzehrten Cadavern des Hornviehs und den zerbrochenen Geräthschaften des Kunstfleißes und häuslicher Einrichtung. Ein trauriger, erbarmungswürdiger Anblick zu sehen weit und breit in die Runde zerstört alle die freundlichen Wohnungen, vernichtet die Hoffnungen einer ganzen Jahresarbeit. Auch stäubten die geschäftigen, menschlichen Bienen, die hier in Freud und Leid ihr Wesen getrieben, auseinander, nicht anders, als ob der Fittich der Pestilenz hier den Saum der Erde berührte, wenn sie anders nicht gar an ihren verödeten Herden ermordet lagen.

Zwar suchte Philipp August, humaner als sein Zeitalter, die Schrecken des Kriegs durch Proklamationen gegen nutzlose Gewaltthaten zu mildern, allein in jenen Zeiten war das vergebliche Mühe, und das bloße Ziehen des flammenden Kriegsschwerts versengte das Land noch ehe der Schlag erfolgte.

Mittlerweile zog das kaiserliche Heer, nun über zweimalhunderttausend Mann stark, dem Könige rasch entgegen, daß ungefähr um dieselbe Zeit beide Armeen in der Nähe von Tournay anlangten.

Die gegenseitigen Feldherrn suchten eine Schlacht, obgleich der Eifer von Philipps Armee seit dem Aufbruche von Soissons sich etwas gemäßigt hatte. Ferranden von Flandern und seinen Verbündeten war es nämlich mit unendlicher Kunst gelungen einige Anhänger des französischen Monar-

chen zu verführen, und mehrere andere wenigstens schwankend und mißtrauisch zu machen. Dadurch ward Philipps Vertrauen in seine Truppen erschüttert und die Anführer geriethen unter sich meist in Zwiespalt.

Dieser Zustand der Unschlüssigkeit dauerte bis zu Philipps Ankunft in Tournay, wo der Monarch alsobald erfuhr, daß der Kaiser mit seinen sämmtlichen Streitkräften bei dem Dorfe Mortain kaum fünf Stunden von der Stadt gelagert sey.

Der König war noch immer entschlossen, Alles auf den Entscheid einer Schlacht zu setzen, denn war er auch der Zahl nach seinen Feinden nicht gewachsen, so galt, das fühlte er, sein überlegener Geist eine Armee, und existirte wirklich die angebliche Abneigung gegen ihn unter seinen Baronen, so mußte diese, das wußte er, durch Verzug in zehnfältigem Grade sich vermehren.

Der Abend war da, Philipps sämmtliche Anordnungen getroffen, und in einer Stunde sollten sich die französischen Barone zum Kriegsrathe versammeln. Wir finden Philippen in einem großen Zimmer des alten Schlosses, wohin er sich zurückgezogen, mit dem ausdrücklichen Befehl, Niemanden den Zutritt zu gestatten.

Er fühlte so zu sagen das Bedürfniß in Ruhe und Stille seinen Gedanken nachzuhängen. Die letzten Monate waren gänzlich über die Energie des Handelns darauf gegangen, seine Gedankenfolge war nichts anderes gewesen als ein ewiges Berechnen — die Verbindung seiner eigenen Bewegungen, die Anticipation der feindlichen, mit einem Worte nichts

als fortlaufende Entwürfe des Kriegs und der Politik, verbunden mit allen den tausend augenblicklichen Aengsten und Mühen, die auf dem Führer einer großen übelorganisirten Armee lasten. Allerdings hatte er sich fortwährend der Geistesanstrengung hingegeben, aber für Gedanken jener großen umfangreichen Natur, die immer und überall, wo sie Zutritt zu uns finden, den Geist erheben, hatte er keine Zeit gehabt. Wohl war Agnes noch immer der geheime Hebel, der seiner Thatkraft Leben und Bewegung gab, wohl liebte er sie auch jetzt wie früher mit jener gewaltigen Leidenschaft, welcher selten das Loos fällt, sich mit dem Ehrgeize in ein Herz zu theilen, und doch, obgleich sie seines Ehrgeizes höchstes, eigenstes Ziel, obgleich die Schlacht, auf welche er mit allen Kräften hinarbeitete, eine Gewalt in seine Hand legen mußte, der gegenüber kein Mensch auf Erden ihm Agnesen länger vorzuenthalten wagen konnte, doch hatte er bisher kaum eine Minute Zeit gehabt, sich den ruhigern, sanftern, edlern Regungen hinzugeben, die, aus Gefühl und Reflexion gewoben, das Herz befreien von den kleinlichen Berechnungen und Sorgen der Alltagswelt. Ja wohl besteht unser Geist aus zwei verschiedenartigen Theilen, die zusammen das Ganze bilden — aus Gefühl und Gedanken. Der Letztere ist es, der empfängt, trennt, erspäht und verbindet, das Erstere, das hofft, wünscht, genießt und schafft.

So empfand auch Philipp das Bedürfniß sich ruhig zu fassen, ein Bedürfniß, woran das Gefühl den größern Theil hatte; er bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und gab sich ganz seinen Träumen hin. Der morgende Tag sollte

ein Tag des Blutvergießens und des Kampfes seyn, ein Tag, der ihn vom Throne werfen oder mit unsterblichem Ruhm bekränzen mußte. Da mußte er seinen Leichnam auf dem kalten Schlachtfelde lassen, falls sich nicht seine Gewalt mit höherer Glorie umgab, und Agnes wieder die Seine war. Lange und innig dachte er an all Das. Wie mochte Agnesens Schmerz seyn wenn sie hörte, daß ihr Gemahl, ihr Geliebter unter den Streichen seiner Feinde gefallen! Philippen erbebte das eigene Herz bei dem Gedanken an die Verzweiflung des ihrigen. Bald aber drängten sich glänzendere Visionen hervor, Hoffnung stieg vor ihm auf bis sie zur zuversichtlichen Erwartung wurde, und er dachte sich Agnesens Freude, wenn er, mit dem Lorbeer des Siegs geschmückt, dem unmächtigen Donner Roms zum Hohn und zur Schande, sie nochmals in die Arme schließe, daß sie ihrem Feinde den Fuß auf den Nacken zu setzen vermöge. Wohl mochte Ehrgeiz bei solchen Gedanken im Spiele seyn, und künftige Eroberungen, gewaltige Plane der Politik und Vergrößerung sich dreinmischen, aber immer war Agnes dabei nicht vergessen. Auf dem Triumphwagen wie auf dem Herrscherstuhl stellte seine Phantasie ihr Bild neben das seine.

Sein Traum ward durch lebhafte Schritte unterbrochen und durch die Worte: „gnädigster Herr!“ Er schlug die Augen auf und sah Guerin, der eben hinter der Tapete hervortrat.

„Was soll's, Guerin?“ rief er, nicht ohne Zeichen der Ungeduld.

„Gnädigster Herr,“ erwiederte dieser, „ich dränge mich

ungern ein, allein eben traf ich einen Burschen, der Nachricht bringt aus dem feindlichen Lager, und zwar so wichtige Nachricht, daß Ihr augenblickliches Gehör nicht versagen werdet."

„Kennst Du den Mann?" fragte Philipp, „ich bin kein Freund von Spionen."

„Ich kann eben nicht behaupten ihn früher gesehen zu haben," sagte Guerin, „aber ganz unbekannt ist mir sein Gesicht nicht. Er gibt sich für einen Fußknecht des Prinzen Arthur, der ihn zu Tours in Dienste genommen, aus. Sein Bericht von der Einnahme von Mirebeau und dem folgenden Unglück ist dermaßen klar und deutlich, daß man an der Wahrheit nicht zweifeln kann. Er will daselbst mit den Andern gefangen worden seyn, und Lord Salisbury habe sich seiner seither zur Pferdedressur bedient, bis er, als treuer Mann, in der Nähe der königlichen Armee Reißaus genommen."

„Führt ihn ein," sagte der König, „es klingt wahrscheinlich genug."

Guerin entfernte sich, kam aber bald wieder mit einem sehnigen, kräftigen Mann zurück, dessen kurz geschnittenes Haar, langer Backen- und Schnurrbart mit einem damaligen Franzmann so wenig Aehnlichkeit hatte, daß Philipp ihn etwas zweifelhaft ansah.

„Wie Gesell," rief er ihm entgegen, „Du magst wohl ein Polacke seyn, aber kein ächter Franzose. Dein Bart gleicht dem eines Eremiten und Dein Haar den Borsten eines Wildschweins."

Aber des Mannes Sprache bewies augenblicklich seine

gegründeten Ansprüche auf das französische Vaterland. Ueber sein auffallendes Aeußere gab er die Auskunft, es sey nun einmal so Lord Salisbury's Wille und Vergnügen gewesen.

„So sprecht," sagte der König mit ziemlich strengem Blicke, „wo standen Eure Zelte im feindlichen Lager? — Ihr werdet sehen, daß ich von den jenseitigen Streitkräften so gute Kunde habe, als Ihr, und täuscht Ihr mich, so ist Euch der Tod gewiß."

„Lord Salisbury's Zelte stehen zwischen denen des Grafen von Holland und den Truppen des Kaisers, wenn Ihr zu Gnaden haltet, Sire," war die keck gegebene Antwort. „Ich kam die Wahrheit zu sagen, nicht zu lügen."

„Darin wenigstens habt Ihr die Wahrheit gesagt," erwiederte der Monarch. „Nur noch Eine Frage," fuhr er fort, indem er auf die Tafel niedersah, wo er sich einige Noten beigesetzt, „nur noch eine Frage, und Du magst die Geschichte nach Deiner Weise erzählen. Welche Truppen stehen hinter dem Herzoge von Brabant und wie stark sind sie?"

„An die Zelte von Brabant," erwiederte der Mann, „stößt die Mannschaft des Herzogs von Lothringen, an die neunhundert Ritter, wie es im Lager heißt und etwa siebentausend Gewappnete."

„Die Stellung trifft zu, und ungefähr auch die Zahl," erwiederte der König, „deßhalb will ich Dir glauben. Nun wiederhole, was Du dem guten Ritter hier gesagt."

„Wenn Ihr zu Gnaden haltet, Sire," sagte der Mann mit einem Grade von Keckheit, der an Affektation gränzte,

„so ward letzte Nacht Kriegsrath gehalten im Zelte des Kaisers. Der Graf von Salisbury befahl mir sein Pferd in der Nähe des Zeltes bereit zu halten, denn er ist so stolz als jemals ein Engländer, der sich die Sporen anschnallte, und ließen sich auch sämmtliche übrige Prinzen gefallen, die Pferde auf der Außenseite der zweiten Wache zurückzulassen, so ritt er gleichwohl bis an den Eingang des Zelts, und da mußte man ihm das Pferd bereit halten bis er wieder herauskam."

„Meiner Treu, der ächte Insulaner-Stolz," sagte der König. „Jeder Engländer stellt sich Königen gleich. Aber fahrt fort in Eurer Erzählung und beeilt Euch, denn die Stunde der Versammlung naht."

„Meine Erzählung ist ziemlich kurz, Sire," versetzte der Mann, „denn ich hörte nur wenig. Nach kurzer, leiser Besprechung im Zelte erhob der Kaiser die Stimme nicht anders, als ob ihm Jemand zuwidergeredet, und ich vernahm Folgendes: „„er marschirt gegen un's, wie groß die Gefahr seyn mag, denn ich kenne ihn. Im Engpaß von Damarets hauen wir sie bis auf den letzten Mann nieder, denn Herr Guy von Coucy hat gelobt, sie mit der Mannschaft von Tankerville im Rücken zu fassen. Der hält sein Wort," fuhr er mit gesteigerter Stimme fort, als zweifelte Jemand daran, „denn wir haben ihm die Hand seiner Geliebten zugesagt, der Tochter des Grafen Julian vom Berge, falls uns der Sieg wird."

„Ha," rief der König, indem seine Blicke von dem

Erzähler auf Guerin glitten, „ha, dieß ist Verrath. Hörtet Ihr noch mehr?“

„Wohl sagten sie, es wären viele Verräther in Eurem Heere, Sire,“ versetzte der Mann, „aber außer Herrn Guy von Coucy benamsten sie keinen, und nun vernahm ich auch Graf Salisburys Stimme, nicht anders als wenn er eben im Begriff wäre das Zelt zu verlassen. „Wenn Philipp den Verrath entdeckt,“ sagte er, „so läßt er ihm den Kopf vor die Füße legen, und Euer Plan ist zu Wasser.“ Unmittelbar darauf trat er aus dem Zelte, und da er mich in solcher Nähe gewahrte, hieß er mich beiseitgehen, daß ich nichts weiter hören konnte.“

„Man verhafte Herrn Guy von Coucy,“ sagte der König zu Guerin. „Beim heiligen Kreuze! Wir folgen dem Rathe des guten Grafen von Salisbury, ein Verräther soll weniger in unserem Lager seyn.“

Bei diesen Worten leuchteten dem Ueberläufer die Augen vor Freude, daß es dem scharf beobachtenden Blicke des Königs nicht entging. Da aber Philipp noch sicherer zu gehen wünschte, dankte er dem Manne mit herablassender Würde und hieß ihn unter den Gewappneten draußen bis nach aufgehobener Sitzung warten, wo ihm der Kanzler eine Geldbörse als Belohnung für seine Dienste reichen werde. Der Unbekannte zog sich mit einem tiefen Bückling zurück. „Folgt ihm, Guerin,“ rief Philipp hastig, „laßt ihn durch einige Gewappnete wohl im Auge behalten, doch dürfen sie ihm nichts zu leid thun. Wenn es immer möglich, sollen sie ihn zum Plaudern bringen, in keinem Fall aber ihn entwischen

lassen. Den Coucy aber nehmt in Haft, obzwar ich die Erzählung stark bezweifle."

Guerin wollte sich entfernen, allein eben öffneten die Pagen von außen die Thüren und die Rathversammlung trat ein. Ueber dem Zudrängen verging eine Weile, und als sich Guerin endlich losmachte, war der Mann verschwunden und nirgend zu finden.

Ein so verdächtiger Umstand veranlaßte Guerin die strengen Maßregeln gegen Coucy bis auf nachmalige Rücksprache mit dem Monarchen zu unterlassen. Doch entsendete er einige Knappen nach des Ritters Quartier, um ihn unter einem wichtigen Vorwande auf das Schloß zu rufen. Die Antwort, welche sie zurückbrachten, war: der Coucy selbst, sein Knappe, Hugo de Barre — er war seither durch seinen Herrn losgekauft worden — sein Page und eine kleine Anzahl Lanzen seyen abwesend seit Beendigung der Lagerarbeiten, und Niemand wisse wohin sie sich begeben.

Guerin runzelte die Stirn, er hätte auf Coucys Ehre viel gesetzt, und doch war dessen Abwesenheit in einem so kritischen Augenblicke schwer zu erklären. Augenblicklich kehrte er zu Philipp zurück, und fand den Kriegsrath noch versammelt. Einige waren der Meinung man solle gerade auf Mortain marschiren und den Feind ohne Zeitverlust angreifen, während Andere einer rückgängigen Bewegung gegen Peronne den Vorzug gaben.

Auf beiden Seiten hatte es nicht an gewichtigen Gründen gefehlt und im Augenblick von Guerins Erscheinen war einige Stille eingetreten als Vorläuferin des königlichen

Entschließens. Guerin ließ sich dadurch nicht zurückhalten, er trat auf den Monarchen zu, neigte sich zu ihm herab und berichtete leisen Tons, was er so eben vernommen.

Der König lauschte mit gerunzelter Stirne und fest auf die Tafel gerichtetem Blick bis Guerin zu Ende war. Dann richtete er sich auf, sann eine Weile nach, und ohne sich über des Ministers Bericht unmittelbar zu äußern, theilte er dem Kriegsrathe seine Endentschließung mit.

„Edle Herren," begann er, „wir haben Eure Ansichten wohl vernommen und erwogen, allein aus mehrfachen Gründen sehen wir uns veranlaßt, eine Modifikation eintreten zu lassen, oder besser gesagt, einen Mittelweg einzuschlagen. Rücken wir dem Feinde bis Mortain entgegen, so setzen wir uns in unberechenbaren Nachtheil im Engpasse bei Damarets. Auf der andern Seite soll nie gesagt werden, daß Philipp von Frankreich vor seinen Feinden geflohen, während ihn so viele getreue Pairs unterstützten, als wir hier um uns versammelt sehen."

Bei diesen Worten ließ der Monarch sein Adlerauge von dem Einen zum Andern gleiten, mit einem Blick, der ohne Mißtrauen zu verrathen, die Züge eines Jeden im Flug erspähte. „So ist es denn unser Entschluß, morgen früh eine Scheinbewegung gegen Lille vorzunehmen, am darauf folgenden Tage aber die Ebene jener Gegend umgehend den Feind von der Seite zu fassen, ehe er unsere Absicht erräth. Habt daher, edle Pairs, Eure Mannschaft bei Tagesanbruch unter den Waffen, und wir ziehen ungesäumt gegen den Feind, der, seyd das überzeugt, trotz all der süßen

Worte, die er austheilt, nicht nur der Feind Philipps ist, sondern auch der Feind jedes ächten Franzosen. Ihr kämpft für Euren Heerd und Eure Heimath, und wo ist der Mann, der für solche Güter nicht muthig dreinschlagen wird? Für heute gute Nacht, Herren! Morgen früh treffen wir uns mit dem ersten Sonnenstrahl."

Die Versammlung erhob sich, und die Barone traten sich empfehlend ab, Einige mit des Königs Plan zufrieden, Andere murrend, daß er ihrer Meinung nicht beigetreten, zum Theil vielleicht auch mißmuthig über einen Entschluß, welcher derselben Conföderation, gegen die sie auszogen, völliges Mißlingen drohte.

„Seltsam, Guerin," sagte der König, als die Herren draußen waren, „ich fürchte, wir haben Verräther unter uns. Und doch will ich an Coucys Falschheit nicht glauben. Zwar läßt sich für seine Abwesenheit nichts angeben, aber verlaßt Euch darauf, sie hat ihren guten Grund — und doch der Bericht dieses Burschen gegen ihn! Seltsam, wirklich seltsam, auch trau' ich mehreren Gesichtern nicht, die ich so eben gesehen. Aber ich will sie prüfen, und sind Verräther da, so sollen sie sich selbst zur Hölle verdammen."

Wie der König befohlen, stand das Heer mit dem ersten Sonnenblick unter den Waffen. In langer Linie unter den Mauern von Tournay ausgedehnt bot es einen heitern, glänzenden Anblick, denn die horizontalen Morgenstrahlen vergoldeten tausend Banner und glitzerten von zehntausend Lanzen zurück.

Kaum standen die Truppen, von den Marschällen ge-

ordnet, fünf Minuten in Reihe und Glied, so erschien der König, von einem glänzenden Stab umgeben, im Freien, auf prächtigem, schwarzem Streitroß, vom Haupt zum Fuße gewappnet. Er ritt langsam von einem Ende der Linie zum andern unter wiederholtem Neigen des umflatterten Helms in Erwiederung des Zujauchzens der Truppen, und kehrte dann zum Centrum zurück. Um seinen Helmkamm rankten die goldenen Lilien der französischen Krone und es entging der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht, daß hinter ihm zwei aus seinem Gefolge einen ungeheuren goldnen Humpen und ein scharfes, entblößtes Schwert trugen.

Im Mittelpunkt der Linie machte der König Halt, und zog das Visir hinauf, daß das ruhige, stolze, würdige Antlitz Jedem zugänglich war. Auf ein Zeichen von ihm traten zwei Priester vor mit einem großen, silbernen Kreuze und einem kleinen Laib Brod, den ihnen der König abnahm. Sofort zerschnitt er das Brod in mehrere Stücke, und zwar mit jenem Schwerte, das ihm ein Diener trug, legte die Stücke in den Kelch, und füllte letztern bis zum Rande mit Wein.

„Herren Pairs von Frankreich," rief er mit einer Stimme, die in beträchtlicher Ferne gehört werden konnte, „Herren Pairs! Ein schändlicher Verläumder hinterbrachte mir letzte Nacht, es wären Verräther in meinem Rathe und Rebellen in meinem Heere. Hier stehe ich vor Euch Allen, die königliche Krone Frankreichs auf dem Haupte, und ist wirklich einer unter Euch, der mich dieser Krone unwerth hält, so scheide er augenblicklich aus meinem Volke und gehe zu meinen Feinden über. Er zieht frei und unangefochten

mit seinen Waffen und Mannen, das schwöre ich bei meinem königlichen Worte! Aber die edlen Barone, die zu kämpfen und zu sterben bereit sind mit ihrem Könige, in Vertheidigung von Weib und Kind, Heimath und Vaterland, sie mögen vortreten, vereint mit ihrem Oberherrn das geweihte Brod kosten, und von dem geheiligten Weine trinken, und verflucht sey, wer hernach dieß Zeichen der Einigkeit und Genossenschaft vergißt."

Lauter Zuruf vom ganzen Heer war anfangs die einzige Antwort; dann aber verließen sämmtliche Barone ohne Ausnahme die Reihen, um sich Philippen nach seinem Willen zu verpflichten.

Inmitten der Feierlichkeit drängte sich ein hoher, kräftiger Mann durch die Reihen, mit dem Rufe: „mir den Becher."

Man bot ihm denselben und er führte ihn zum Munde ohne das Visir aufzuschlagen. Aber schnell sein Versehen gewahrend zog er letzteres in die Höhe und das wilde Gesicht des Grafen Thibaut von Auvergne war enthüllt. Wieder erhob er den Becher, verneigte sich rasch, aber nicht ohne Anmuth, vor Philippen, und genoß von dem Weine.

„Philipp, König von Frankreich, ich bin Dein bis zum Tode," rief er, indem er dem König eine Weile ernst ins Gesicht sah. Dann warf er sein Pferd herum und galoppirte zu einem starken Lanzenkorps das hinter der Linie aufgestellt war.

„Unglücklicher Mann," sagte der König, und zu Guerin sich wendend: „Laßt ihn beobachten, seht, wer bei ihm ist."

Bald kam die Antwort zurück, der Graf d'Auvergne sey da mit seinen sämmtlichen Vasallen und Mannen, seinem Oberherrn Philipp August zu dienen in dessen Kriegen als treuer, gehorsamer Lehensmann.

Beruhigt, daß er ihn unter guter, sorgsamer Aufsicht wußte, wendete sich der König andern Gegenständen zu, und nachdem er seinen Baronen für ihren Eifer in kurzen Worten gedankt, kommandirte er: „vorwärts gegen Lille."

Einundvierzigstes Kapitel.

Zwischen Mortain und Tournay auf einem schmalen Wege mit steiler Erhöhung zu beiden Seiten, deren Blumen und Strauchwerk mit dichter Staubkruste bedeckt waren, finden wir am Morgen der so eben beschriebenen Heerschau zwei alte Bekannte und zwar Beide zu Pferde.

In dem einen mit dem Panzer und Helm und den Halsschienen, die den langen Bart bedecken, wie der Helm das kurz geschnittene Haar, erkennen wir unschwer den Brabançonen Jodelle, den wir zum letztenmal in der Verkappung vor Philipp August sahen. Ihm zur Seite in bunterem Costüme als je, mit der langen Pfauenfeder auf der schwarzen Mütze, trabt Gallon der Narr.

Obwohl zwei Subjekte von solcher Bedeutung ohne Anmaßung einige Diener bei sich haben durften, waren sie doch allein, und Jodelle, wie es schien, in Eile und über die Begleitung der Andern nicht sonderlich erfreut, hielt sein

Pferd in scharfem Trotte. Aber Gallon saß auf seinem gewöhnlichen Klepper, den er sich selbst zugeritten, und so wich er dem Coterel nicht von der Seite, mit einer Ausdauer, welcher der Andere in keiner Weise zu entrinnen vermochte.

„Was hängst Du Dich an mich, Narr, Teufel?“ rief der Brabançone. „Geh zum Henker, wir treffen uns wieder, sey unbesorgt. Nun hab' ich Eile, und tausend Flüche über die Esel von Sachsen, die Dich ziehen ließen, während ich ihnen das Gegentheil befahl, nachdem Du mir letzte Nacht von Eurem Lager zu unserem unausgesetzt an der Ferse geblieben.“

„Hahaha,“ rief Gallon, indem über seiner grinsenden Lache die ganze Schaar weißer Zähne bis auf den letzten zum Vorschein kam, „hahaha, wie undankbar von Dir, Freund Jodelle! Hahaha! daß selbst ein Coterel undankbar seyn kann! Weiht' ich Dich nicht erst vor zwei Tagen in Coucys sämmtliche Geheimnisse ein? Wars nicht ich, der Deinen Hals vor dem Stricke bewahrte, noch sind es keine fünf Monate? Und nun, undankbarer Hund, verkümmerst Du mir Deine angenehme Gesellschaft. — Hahaha! mir, der ich Dich liebe, der solche Freude hat an Deinem amusanten Umgange! Hahaha, hahaha!“ und nun schien sich seine ganze Gestalt in ein convulsivisches Lachen aufzulösen, als wäre der bloße Gedanke, daß irgend Jemand dem Brabançonen gewogen seyn könne, hinreichend die ganze Welt in eine heitere Stimmung zu versetzen. „So bandest Du denn Deinen einfältigen Sachsen auf die Seele, mich festzuhalten, oder zu hängen, oder lebendig zu verbrennen letzte Nacht, ja

wohl und mein gutes Thier dazu, weil Du es gleichfalls für einen so guten Teufel hältst als mich selber. Haha, Meister Jodelle, sie sagten mir Alles. Aber sie verliebten sich in meine Nase und ließen mich ziehen einzig und allein wegen der Annehmlichkeiten meiner Gesichtsbildung. Wer kann aber auch solch wundersamem Reiz widerstehen?" und damit brachte er seine Züge in eine Form, an der nichts menschenähnliches mehr zu erspähen war. „Aber ich plage Dich," fuhr er fort, „ich lasse Dich nimmer, bis ich weiß, was Du mit dem Paket da in Deinem Busen willst. Hahaha, ich will Dich dressiren! Den Coucy hab' ich genug geplagt für den Streich, den er mir einmal versetzte, hahaha! das hab' ich. Nun laß ich das gut seyn, und will ihm auch 'mal was Gutes thun."

„Das kannst Du nicht mehr, Narr," rief Jodelle, und seine Augen erglühten in blutdürstiger Freude. „Den hab' ich bezahlt für den Schlag, den er mir gab, und für mehr als das. Schon ist ihm der Kopf vor die Füße gelegt, Gaukler! Ich selbst hörte den Befehl mit an, ja wohl und ich veranlaßte ihn. Ha, kannst Du Dich solcher That berühmen?"

„Hahaha," krächzte Gallon, indem er mit hieher und dorther gewandter Schnauze sich die Seiten vor Lachen halten mußte. „Hahaha, Du Stockfisch, Du Esel, Du Block, Du alter Baumstamm, beim Herrn, der da lebt, Du mußt ein Original von Scharfsinn seyn um solch ein Stück unbeschreiblichen Unsinns auszuhecken. — Hahaha, meinst Du, ich stutzte Dich mit einem Mährchen zu gegen den Coucy,

gab Dir Mittel an die Hand bis zum Kanzler zu gelangen, ohne Vorkehr getroffen zu haben, den hammerfäustigen Menschenschläger zuerst in Sicherheit zu bringen? — Hahaha, Tölpel Du, bei Gott, welch ein Esel steckt in diesem Coterel! hahaha!"

„Kein solcher Esel, als Du denkst, Freund!" murmelte Jodelle mit verbissenen Zähnen, fest entschlossen dem Gaukler eins mit dem Dolche zu versetzen. Aber Gallon hatte stets wenigstens mit einem seiner Schwertaugen den Gefährten im Auge, und diesem war des Narren außerordentliche Gewandtheit und Stärke in so gutem Andenken, daß er ihn gewissermaßen fürchtete und kaum einen Kampf auf gleiche Waffen mit ihm gewagt hätte. Allein schon lange hatte er sein Rachegefühl nur gewaltsam unterdrückt, und nun ging ihm die Geduld aus, denn er hatte mehr als einen Grund sich einen so unzuverlässigen Gesellschafter auf möglichst summarische Weise vom Halse zu schaffen. Die einzige Frage war, wie ihm beikommen, daß der Vortheil entschieden auf Seite des Coterel seyn müßte.

Zu diesem Ende verbarg dieser jeden Schein von Erbitterung, damit der Andere die gewohnte Vorsicht gänzlich überflüssig halten mochte. Demgemäß glättete sich seine Stirne und nach einer Weile gelang es ihm, in Gallons Gelächter einzustimmen. „Wahrhaftig, ein schlauer Bursche das bist Du," sagte er, „Freund Gallon! Aber ich möchte wissen, wie Du den Coucy von der Armee wegzubringen wußtest in solch einem Augenblicke, wie dieser?"

„Hahaha," rief Gallon, „hahaha, das war eben keine

schwere Aufgabe. Wie fängst Du einen Spatzen, Freund Jodelle? Nicht wahr durch gestreute Krumen? Nun beim heiligen Kreuze, seinem Lieblingsschwur, ich schickte ihm Gänsebotschaft den ganzen Weg am Flusse hinab. Es galt eine Abtheilung zu recognosciren, die, so macht' ich Ermolden, den Pagen, glauben, und dieser band es Hugo dem Knappen auf, und der Knappe dem Ritter selbst, der Armee des Königs in die Flanken zu fallen suche! Hahaha! unvergleichlich!"

„Bei Sct. Peter, da hast Du verrathen, was ich Dir beim Trinkgelage in den letzten zwei Nächten vertraute," rief Jodelle. „Thor, Du sollst meinen Dolch kosten, wenn Du Dich nicht besser in Acht nimmst."

„Unvergleichlich," rief Gallon, „wirklich unvergleichlich! Wie! sagt' ich Coucy die Wahrheit, wenn ich ihm berichtete, Graf Julian vom Berge und Wilhelm de la Roche Guyon seyen da mit zehntausend Mann? Hahaha, war das Wahrheit, Coterel? Aber nur nicht mit Dolchen gedroht, Bursche, oder der meine fährt Dir unter die fünfte Rippe und macht Dich kalt wie ein Pferd auf dem Schindanger. — Hahaha! ich hoffte der Coucy werde ausziehen mit der gesammten Mannschaft von Tankerville, um mir das glatte Milchsuppengesicht zurechtzukämmen, das einst das große Denkmal meiner Schönheit zu befingern wagte." Damit legte er den Finger an die lange, unnatürliche Schnauze mit solch zweideutigem Ausdruck, daß schwer zu sagen war, ob Eitelkeit oder Hohn darin vorherrschte. „Allein er wollte nur rekognosciren," fuhr er fort, „der Thor! hätt' er doch Vater und Liebhaber auf einmal auffressen und nach Belieben die

Erbin heimführen können. Und der nennt mich einen Narren, herrlich, herrlich! — Aber wo willst Du hin, mein werther Herr Jodelle? Ich sah Euer ganzes Heer auf den Beinen, ehe ich Dir nachging und meinte, sie würden den König im Defilé von Bovines abschneiden. Sonderzweifel führst Du Depeschen bei Dir für Herrn Julian und Graf Wilhelmen, oder an den Herzog von Limburg und die Mannschaft aus den Ardennen, und es handelt sich wohl um die Aufgabe, dem Könige in den Rücken zu fallen. — Hahaha, das mag ein Beinebrechen absetzen und ein Fleischhacken — nothwendig muß ich dabei seyn, das Spicilegium vorzunehmen an den Todten."

So schwadronirte Gallon, von einem Gegenstande auf den andern springend, jedoch mit Entfaltung solch klarer Einsicht in sämmtliche Plane der kaiserlichen Armee, daß Jodelle meinte, es könne kaum mit rechten Dingen zugehen. Und doch war der Narr auf eine natürliche Weise hinter Alles gekommen, indem er letzte Nacht, unter den Zelten der Deutschen sich umtreibend, Ritter und Knappen mit seinen Gauklerkünsten amusirt, dabei aber alle Gerüchte sorgfältig aufgelesen hatte, die über die Bewegungen des folgenden Tags im Umlaufe waren. Aus diesen aber zog er mit jenem Takte, der nicht selten dem Wahnsinnigen inwohnt, seine Folgerungen, die manch weiseres Haupt beschämen konnten und dem Blinden ähnlich, der über einen Schatz stolpert, traf er zufällig die volle Wahrheit.

Mittlerweile waren sie an einen Punkt gelangt, wo die Straße auf ein kleines, unregelmäßiges Stück Feld auslief,

über das ein zweiter, gleichfalls von hohen, rauhen Rainen eingefriedeter Nebenpfad hinging. Inzwischen durchschnitt keiner dieser beiden Wege den Mittelpunkt des kleinen Grasplatzes, indem der eine — der Pfad unserer Wanderer — die Felskette entlang die ihn flankirte, den einen Saum bildete, während der andere auf der entgegengesetzten äußersten Gränze hinlief. Zwischen den beiden Pfaden auf der Höhe des Rains stand eine hohe Ulme, die Gallon schon von weitem mit den Augen maß.

„Hahaha," rief er, stets zu äußern bedacht, was seinem Nächsten unangenehm seyn konnte, „hahaha, mein werther Herr Jodelle! Monströs wie der Baum an den sie Euch hängen wollten bei Pont de l'Arche! Hahaha! Ihr erinnert Euch noch des Tags, wo Ihr baumeln solltet und ich Euch rettete — nicht?"

„Du rettetest mich nicht, Narr," versetzte der Brabançone, „König Johann wars, der mich rettete. Solch heillosem Tölpel möcht' ich mein Leben nicht verdanken, um alles was es werth ist. Der König rettete mich, eine große Rachethat zu üben, die ich vollbringen will ehe ich sterbe, und dann rechn' ich auch mit ihm, denn auch sein Schuldner bin ich — er soll nicht vergessen werden, gewiß nicht!" Die Augen des Räubers erglühten bei dem Gedanken an das Loos, das ihm der treulose Monarch bestimmt gehabt, verbunden mit den vagen Racheplanen, die sich in seinem Haupte drängten.

„Hahaha," rief Gallon, „wenn Du nicht zur Hölle fährst, Herr Jodelle, so darfst Du sicher seyn, dem Mangel an Undankbarkeit hast Du es nicht zuzuschreiben, denn die

bildet einen gar reizenden Nachtrab zu Deiner ansehnlichen Schaar ritterlicher Laster. Johann der Edle gab Dir Pardon, daß Du den Coucy morden mögest, damit dieser Arthurs Ermordung nicht ausplaudere. Das weiß ich so gut als Du, aber wäre meine Zunge nicht rascher gewesen als seines Boten Pferd, dürftest Du der Himmelsleiter näher gekommen seyn, als es je wieder der Fall seyn wird. Ja wohl köstlich! Wie mögen mich die Krähen von Pont de l'Arche hassen! Hahaha, Essig-Gesicht, gerann je die Milch über Deiner sauren Nase? — Aber horch! hörst Du nicht entfernten Hufschlag? Eure Armee zieht sich abwärts der Brücke zu, Prinz Pumpkin; ich erklimme den Baum der Aussicht wegen, das Land ist flach wie ein Gericht Erbsensuppe."

Mit diesen Worten sprang er vom Pferde, war im Augenblick auf dem Rain droben, und nun gings an dem geraden Baumstamm hinauf so leicht, als wenn ihm eine Leiter zu Gebot stände. Uebrigens sah er sich bei jedem Schritt vorsichtig um, daß er Jodellen ja keine Blöße biete.

Allein seine Bewegungen waren so schnell gewesen, daß der Coterel ihm mit der besten Absicht von der Welt nichts anzuhaben vermocht hätte, vielmehr fragte ihn dieser, als er oben war, was er sehe.

„Was ich sehe?" erwiederte Gallon; „nun, seh' ich hier hinaus so sinds deutsche Esel, lothringische Füchse, englische Bullenbeißer und flandrische Maulthiere, alle den Fluß entlang thalabwärts marschirend in möglichster Stille. Und seh' ich da hinüber, so gewahr ich eine ganze Schaar französischer Aeffchen, lustig dahertänzelnd, ohne sich von ihren

Gegnern was träumen zu lassen. Seh' ich aber gerade vor mich hinunter," fuhr er auf Jodellen weisend fort, „so ists ein Provenzalischer Wolf, gierig nach Beute und durstig nach Blut," und mit diesen Worten begann er den Baum hinabzuklettern.

In demselben Augenblick ließ sich Hufschlag in ihrem Rücken vernehmen, und Jodelle drängte sein Pferd hart an den Rain, als spähe er nach den Ankömmlingen, zugleich aber zog er leise das Schwert. Gallon entging das Manöver nicht, und er suchte den Baum wieder hinauf zu steigen.

Allein ehe es ihm gelang, versetzte ihm Jodelle einen Hieb, und reichte dieser auch nur bis an die Wade, so ließ doch der Gaukler im Uebermaß des Schmerzes seinen Anhaltspunkt fahren und fiel auf den Rain hinab auf gleiches Niveau mit dem Gesichte des Coterel. Augenblicklich erhob sich dieser im Bügel und stieß mit der vollen Wucht des Arms Gallon das Schwert in den Leib.

Obzwar tödtlich verwundet, rollte dieser ohne Wort oder Stöhnen den Rain hinab. Auf dem Boden angelangt, hielt er sich an den Beinen von Jodelles Pferde fest, daß er dessen Bewegungen hemmte, wie wenn es geknebelt wäre. Jodelle suchte es mit aller Kraft der Sporen vorwärts zu bringen, denn der Klang nahender Reiter und das Blinken einer Ritterfeder hinter der Straßenecke hervor in einer Entfernung von kaum hundert Schritten überzeugte ihn, daß es hier Eile gelte, wenn er nicht eine feindliche Parthei zu bestehen Lust habe.

Dreimal trat das Pferd, mit Wuth sich bäumend, mit

dem vollen Gewicht der Hufe auf den Körper des unglücklichen Gauklers, und doch hielt sich dieser fest ohne den leisesten Laut, bis er in den Schrei ausbrach: Hahaha! Der Coucy, der Coucy, hahaha!" Nun ließ er das Pferd los und der Coterel jagte mit Sturmeseile davon, nachdem er sich durch einen einzigen Blick rückwärts überzeugt, daß Gallons Schrei die reine Wahrheit enthalte.

Aber der Coucy hatte scharfe Augen und sein Pferd war schneller als des Coterels. Letzteren sehen und erkennen war eins, während Gallons sterbende Gestalt und das Blut das ringsherum den dürren, weißen Straßensand befleckte, so klar und deutlich Zeugniß gab, daß kein Mißverständniß möglich war. Ohne sich zum Schließen des Visirs Zeit zu nehmen, oder zum Fassen des Schilds, riß der Ritter dem Knappen die Lanze weg, gab dem Renner beide Sporen und noch war Jodelle nicht an der andern Seite des Grasplatzes angelangt, als ihm bereits Coucys Lanze zwischen den Schultern steckte. Nicht anders als wäre er von Pergament, durchdrang sie den Harnisch und warf den Coterel zu Boden, von dem er nie wieder aufstehen sollte. Ein scharfer Schrei wie vom verwundeten Geier, als er sich getroffen fühlte, und ein tiefes Stöhnen, als er zu Boden sank, waren die einzigen Laute, die dem Freibeuter entfielen. Coucy suchte den Leichnam von der Lanze abzuschütteln, als es ihm aber zu Pferde nicht gelingen wollte, überließ er das Geschäft seinem Knappen und kehrte zu Gallon zurück, um den sich inzwischen das übrige Gefolge versammelt hatte.

„Coucy, Coucy," stöhnte ihm der sterbende Gaukler mit

schwacher Stimme entgegen; „Gallon hat einen langen Weg vor sich. Komm her und nimm von ihm Abschied, ehe er sich davon macht.“

Der Ritter sprang vom Pferde und trat neben den Verwundeten, der ihn mit wirren Augen ansah, worin, vielleicht zum erstenmal, der Blick der Liebe vorherrschte.

„Ich lasse Dich ungern, Coucy,“ sagte er. „Nun es dazu gekommen laß' ich Dich ungern — denn ich bin Dir gut, wirklich mehr als ich dachte. — Gib mir Deine Hand.“

Coucy redete ihm gütig zu und überließ ihm die Hand, die Gallon mit Mühe zu den Lippen führte und nach Art eines sterbenden Hundes leckte.

„Ich habe Dir manchen Streich gespielt, Coucy,“ sagte der Gaukler, „und nun thut es mir leid, denn Du bist gütiger gegen mich gewesen als die andern. Vergibst Du mir?“

„Wohl thu' ich das, mein armer Bursche,“ versetzte der Ritter; „ich weiß von keiner großen Unbill die Du mir angethan, und wärs auch so, meine Verzeihung wird Dir von Herzen zu Theil.“

„Dafür segne Dich der Himmel,“ sagte Gallon, „ja der Himmel segne Dich dafür. — Aber horch Coucy, ich will Dir was Gutes thun, ehe ich sterbe. — Reiche mir einen Schluck Wein aus Deiner Flasche, toller Page,“ sagte er zu Ermold, „und dann will ich dem Coucy sagen wo ich ihm Unrecht gethan, und wie er es wieder gut machen kann. Schnell den Wein, denn mein Pferd schlägt ungeduldig um nach der andern Welt.“

Nach seinem Begehr setzte Ermold die lederne Flasche,

diese allgemeine Begleiterin jener Tage, dem Sterbenden an die Lippen, und nach einem tüchtigen Zuge rückte dieser mit seiner Beichte heraus. Wir übergehen manchen Streich, den er seinem Herrn im heiligen Lande, zu Constantinopel und Italien gespielt zu haben bekannte, unter der stets wiederholten Frage: „könnt Ihr mir vergeben?“ Coucys Herz konnte einem Sterbenden Verzeihung nicht verweigern, und Gallon gestand nun auch die Täuschung, die er sich bezüglich der Ländereien des Grafen von Tankerville zu Schulden kommen lassen.

„Das war alles erstunken und erlogen,“ sagte er. „Der Vitzdom von Besancon hieß mich Euch melden, sein Freund, der Graf von Tankerville, habe dem Könige ein Document eingehändigt, worin er Euch alle seine Lehen übertragen. Sieht Euch nun der Vitzdom an der Spitze der Truppen von Tankerville, so denkt er, Ihr befehligt sie kraft eigenen Rechts und nicht in Folge des königlichen Auftrags. Ueberdieß sagte er mir, er wisse nicht ob Euer Ohm Todes erblichen, aber Bernhard, der Eremit von Vincennes, könn' Euch drüber Bescheid geben.“

„Aber wie kam's, daß Ihr nicht —“ fragte der Ritter.

„Keine Fragen, Coucy,“ fiel ihm Gallon ins Wort, „ich habe nur wenig Athem übrig, und dessen bedarf ich zu wichtigern Aufklärungen. Von der Spitze dieses Baums sah ich des Königs Heer der Brücke bei Bovines zuziehen, und ohne daß Philipp es weiß, eilt ihm der Feind hintennach. Rückt er zur Hälfte hinüber, so ist er verloren. Letzte Nacht hört' ich aus Heinrichs von Brabant Munde, sie wollten dem

Herzoge von Limburg, Grafen Julian und Wilhelmen von La Roche Guyon ihren Schlachtplan senden. Diese drei schickt' ich Euch nämlich nach, den Fluß hinab. Auch sagte er," und seine Stimme ließ augenscheinlich nach, „auch sagte er, der Ueberbringer müsse ein Mann seyn der das französische Lager wohl kenne. — Ach Coucy, der Athem verläßt mich. Jodelle, der Coterel — der ist der Mann, ganz gewiß hat er die Papiere bei sich. — Aber Coucy," fuhr er fort, Athem zu schöpfen bemüht und mit convulsivischem Griff den Ritter festhaltend, als dieser bei Erwähnung des wichtigen Pakets sich loszureißen suchte — „Coucy, geh nicht ins Lager, sie halten Dich für einen Verräther. Wie schwach werden mir die Augen! — Geh nicht hinab, es kostet Dich den Kopf, und ohne Kopf bist Du zu nichts nütze — hahaha!" Und in schwachem Bemühen nach dem langgewohnten wilden Lachen fuhr er zweimal schaudernd zusammen und hauchte den Geist aus, immer noch fest angeklammert an den Arm des Gebieters.

„Er ist dahin," sagte Dieser, indem er sich loszumachen suchte. „Unsere Armee im Marsch auf Bovines," fuhr er fort, „kann das wahr seyn? Sie wollten doch Tournay vor zwei Tagen nicht verlassen. Schnell, Ermold, den Baum hinauf und sieh', ob Du was von ihnen erblickst. Rasch, wir müssen die Sporen tüchtig einsetzen, wenn das wahr ist. — Du Hugo durchsuchst die Kleider des Coterel. — Schnell Ermold, halt' Dich an dem Aste da, den Fuß auf den andern dort? Siehst Du was?"

Nicht ohne Schwierigkeit gelang es Ermolden trotz seiner Gewandtheit den Baum zur Hälfte zu erklimmen, den

Gallon mit Eichhornschnelle zu ersteigen gewußt. Indem er sich mit Füßen und Armen festhielt, sah er nach allen Seiten in die Weite. „Dort sind Speere," rief er, „die den Fluß entlang marschiren, auch liegt die Brücke deutlich vor mir."

„Sind Leute drauf?" rief der Ritter, „wie weit haben die vordersten Speere zu ihr?"

„Sie ist noch unbesetzt," war die Antwort, „aber die vordern Lanzen sind ihr auf Viertelstund Entfernung nahe."

„Wende Dich rechts," sagte der Ritter, „Mortain zu, was siehst Du da?"

„Eine Abtheilung Lanzen oder auch zwei," war die Antwort, „hier und da zerstreut; aber über einen Strich Landes — es scheint ein Thal — steigt eine Wolke empor, vielleicht der Morgennebel, vielleicht eine Staubmasse. Halt, ich muß höher hinauf," und nun mühte er sich ab, ein paar höher hängende Aeste zu gewinnen. „Lanzen, so wahr ich lebe," rief er, „die Stahlhauben glitzern durch die Staubwolke gerade über der Stelle, wo der Hügel sie abschneidet. Nun kommen sie die Höhe herauf, nun ziehen sie sich in die Tiefe ihrer Tausend und Tausende — fürwahr nie sah' ich solch ungeheures Heer in Christen- oder Heidenlanden."

„Schnell herab, Ermold, und zu Pferde," rief der Ritter. „Ihr zwei nehmt den Leichnam des armen Gesellen," fuhr er fort, „und tragt ihn nach der Hütte, wo wir eben erst die Pferde tränkten. Dann folgt ihr uns zur Brücke nach in aller Eile. — Nun Hugo hast Du das Paket? Beim heiligen Kreuze, da ist es," fuhr er fort beim Anblick des gesiegelten Pakets, das der Knappe bei Jodelle gefunden. „Zu Pferde,

zu Pferde! Wir holen des Königs Heer noch ein, ehe die Vorhut die Brücke passirt. Dort muß es kämpfen oder alles ist verloren." Mit diesen Worten gab Coucy seinem Pferde die Sporen und jagte an der Spitze seiner kleinen Lanzenschaar in voller Carrière der Brücke von Bovines zu.

Er mochte zwei Stunden dahin haben, aber ehe er die Hälfte zurückgelegt, stieß er auf der Spitze einer kleinen Anhöhe, die beide Theile bis auf fünfzig Schritte Nähe einander aus dem Gesicht gehalten, auf eine Abtheilung von zwanzig Pferden. „Nieder mit den Lanzen," rief er, als er sie gewahr ward, „Frankreich! Frankreich! Der Coucy, der Coucy!" und im Nu hatten seine siebzig Mann in langer, schnurgerader Reihe die Lanzen eingelegt.

„Frankreich, Frankreich," echoete es von der andern Seite, und im nächsten Augenblick hielt der Coucy vor dem Kanzler Guerin, der bis an die Zähne gewappnet war, obwohl er auch so Mantel und Kreuz eines Johanniter-Ritters zur Auszeichnung trug. Sein Begleiter war Adam Vicomte von Melun, mit welchem er sich von der Hauptarmee getrennt hatte, um dem vagen Gerüchte von einer vorgängigen Bewegung des Feinds, welcher mit allen seinen Streitkräften Mortain verlassen, auf den Grund zu kommen.

„Willkommen Herr Guy von Coucy," rief der Kanzler unserem Helden entgegen. „An Eurem Feldschrei erkenn' ich, daß Ihr kein Verräther seyd, obgleich gar seltsame Anschuldigungen gegen Euch letzte Nacht des Königs Ohr erreichten. Eure Abwesenheit im Augenblicke der Gefahr lieh ihnen Kraft,

und ich habe Befehl," setzte er hinzu, „Euch wegen Verraths in Haft zu nehmen."

„Wer mich Verräther schilt, lügt in seinen Hals," erwiederte der Ritter hastig, denn es drängte ihn des Königs Armee einzuholen. „Meine Abwesenheit war in des Königs Dienste, und was das Festhalten betrifft wegen Verraths, Herr Bischof," fuhr er lächelnd fort, „so werden meine siebzig Lanzen Euren zwanzig gegenüber den Verhaftbefehl dießmal unwirksam machen. Ich ließ mir nicht einfallen, daß der König heute am Sonntag marschiren werde, sonst wäre ich früher zurückgekehrt. — Dießmal aber, mein Herr, geht meine Botschaft an Seine Majestät, und sie erfordert möglichst Eile. Die Feinde jagen hinter her wie Hunde hinter dem Wilde. Hier ist ihr Schlachtplan, sie hoffen den König beim Uebergang über den Fluß zu überfallen. Er muß auf dieser Seite Halt machen, oder Alles ist verloren. Von jener niedern Hügelreihe müßt Ihr den Feind anrücken sehen; gehabt Euch wohl."

Guerin, welcher keinen Augenblick über des jungen Mannes Unschuld im Zweifel gewesen, versuchte natürlich nicht, ihn aufzuhalten, und Coucy setzte seinen Ritt in voller Eile fort. Es dauerte nicht lange, so stieß er auf Nachzügler von den verschiedenen Abtheilungen der königlichen Armee, als da sind: Marodeure, Scharmüzler, Hausirer, Gaukler, Marketender, überhaupt der ganze Troß von wehrlosem Gesindel, das sich einem Heere des dreizehnten Jahrhunderts klettenartig anhing. Von diesen Leuten war keine bestimmte Kunde zu gewinnen über den augenblicklichen Aufenthalts-

Ort des Königs. Bald hieß es, er habe die Brücke passirt, bald er befinde sich noch bei der Nachhut, und um die Erfahrung reicher, daß sie in diesem Punkte so wenig wußten als er, eilte der junge Ritter vorwärts. Endlich erreichte er einige der dichtgeschlossenen Bataillone, die in Wolken von Julius-Staub der Brücke zueilten, und erkundigte sich bei einem der Führer nach dem Könige.

„So eben hörte ich, er halte dort rechts auf dem Gras-Platze,“ erwiederte der Gefragte; „seht,“ fuhr er, mit ausgestreckter Lanze fort, „der mags seyn unten den Eschen dort.“

Coucy folgte der Richtung und erblickte eine Anzahl Reiter und Fußgänger, um einen Mann herum, welcher auf dem Grase ausgestreckt im Schatten einer malerischen Baumgruppe zu rasten schien. Dicht hinter ihm stand ein Knappe mit dem Helm in der Hand; etwas weiter entfernt hielt ein zweiter mit einem prächtigen Schlachtroß, das wiehernd und scharrend mit höchster Ungeduld den Moment abzuwarten schien, wo es sich den vorbeimarschirenden Colonnen anschließen dürfte.

Augenscheinlich war es der König, der dort ruhte. Coucy machte nun Halt am Rande der Hochstraße, auf welcher Geschwader an Geschwader gedrängt der Brücke zueilte, und nur von seinen Knappen begleitet näherte er sich zu Pferde der beschriebenen Gruppe.

Philipp August schlug die Augen empor nach dem Ritter, der in unbedeutender Entfernung vom Könige vom Pferde sprang und, nachdem er den Zügel Hugo de Barre zugeworfen, auf den Monarchen zutrat.

„Gnädigster Herr," begann er ernst, als er sich in Gehörweite befand, „ich bitte Euch gebietet Halt und commandirt die Truppen, welche die Brücke schon hinter sich haben, zu augenblicklicher Umkehr. Der Feind ist keine Viertelstunde entfernt, und ehe die halbe Armee hinüber ist, seyd Ihr von allen Seiten angegriffen."

Coucy sprach eilig und der König antwortete in derselben Weise. „Herr Guy von Coucy," sagte er, ohne sich zu erheben, „Ihr seyd des Verraths angeklagt. Soll ich dem Rath eines Mannes lauschen, gegen den solcher Bezücht vorliegt?"

„Gnädigster Herr und König," erwiederte der Ritter, „Gott send' Euch viele solcher Verräther wie ich! Hier ist des Feindes Angriffsplan, wenigstens glaub' ich es, denn ich habe das Paket noch nicht geöffnet. Das Siegel kennt Ihr, es gehört dem Herzoge von Brabant, die Aufschrift lautet an den Herzog von Limpurg zusammt dem Grafen Julian vom Berge und Graf Wilhelm de la Roche Guyon, seinen Alliirten. Letzte Nacht recognoscirte ich ihre Truppen, sie belaufen sich auf fünfzehntausend Mann und liegen drei Stunden den Fluß hinab."

Der König ergriff das Paket und schnitt die Seide hastig mit dem Dolch entzwei. „Halt," rief er, nach flüchtigem Durchlaufen, „Marquis de Malvoisin commandirt Halt! — O Guerin," fuhr er fort, „habt Ihr Kunde vom Feinde?"

„Sie rücken in Eile an, Sire," rief der Johanniter ihm entgegen. — „Um Gotteswillen, Sire, ruft die Truppen zurück. Sie kommen über uns wie die Heuschreckenschwärme,

die wir in Palästina gesehen. Ihre Lanzen sind dicht geschlossen wie die Halme im Augustmonate."

„Wir schneiden sie," rief Philipp, indem er mit dem Lächeln des Triumphs auf der Lippe emporfuhr, „wir schneiden sie. Zu den Waffen, Krieger, zu den Waffen." Schon hatte er den Fuß im Bügel und die Hand auf des Pferdes Nacken, gleichwohl aber blieb das Gesicht seinem Gefolge zugekehrt, und seine Befehle vervielfachten sich mit der Blitzesschnelle, womit sein Genius Combination an Combination reihte. „Die Oriflamme ist über der Brücke, eilt sie zurückzuholen, Renault. — Hugo, schnell zum Grafen von St. Pole, er soll sogleich umkehren. — Coucy, ich that Euch Unrecht — vergeßt es, und kämpft heute wie Ihr gewohnt seyd. — Guerin, ordne das Heer nach dem verabredeten Plane. Seht, daß die treuen Gemeinden in dieselbe Schlachtreihe mit unsern Haustruppen kommen, und Arras und Amiens stellt in die zweite Linie. — Die Barone und Ritter sollen sich möglichst ausdehnen — vergeßt nicht, jedes Mannes Lanze und Schild ist seine einzige Sauvegarde. Eustache, Ihr begebt Euch zum Grafen von Beaumont, er soll mittelst der Furth über den Fluß zurückgehen und sich auf dem rechten Flügel aufstellen. — Nun, Guerin, rasch, die Sergeanten von Soissons beginnen das Treffen, daß der Feind durchbrochen wird, ehe die Ritter chargiren. — Fort, Coucy! führt Tankerville wohl an, und gewinnt den Tag. — Wilhelm von Mortemar, Ihr bleibt bei uns."

So lauteten einige von Philipps Befehlen, dann schwang er sich aufs Pferd, setzte den Helm auf mit zurückgeschlagenem

Visir und übersah schweigend das Feld, das nach allen Seiten frei und offen da lag mit einziger Ausnahme der Straße, auf welcher sich die Truppen noch immer der Brücke näherten. Im Rücken des Heers zog sich dieselbe Straße gegen Tournay durch einige kleine Gehölze und Thäler, welche die Nachhut dem Auge verborgen hielten.

Mittlerweile ordnete Guerin, durch seinen langen Dienst als Johanniter-Ritter vollkommen dazu geeignet, die Truppen, welche bereits auf der Ebene angekommen waren. Sein Hauptaugenmerk ging dahin, den Zugang zur Brücke frei zu erhalten, damit die Truppen, welche schon hinüber waren und nun zurückkommen mußten, ihre beziehungsweisen Stellungen in Ordnung und ohne Verwirrung einnehmen konnten. In diesem Augenblick sprengte in athemloser Eile ein Krieger herbei, er kam von der Nachhut und meldete, schon wären die leichten Truppen von Auxerre mit dem Feinde handgemein und könnten sich nur mit Mühe halten, so daß schleunige Hülfe nöthig sey. Noch war er mit seinem Bericht nicht zu Ende, als die beiden Corps, Freund und Feind, auf die Ebene debouchirten und die Speere der ganzen kaiserlichen Armee begannen nun, über die Hügelreihe glitzernd, zum Vorschein zu kommen.

Augenblicklich erklangen die Trompeten des französischen Heers und es schien, der Kaiser fühle sich überrascht bei diesem unvermutheten Zusammenstoß mit einem trefflich vorbereiteten Gegner.

Wars der unerwartete Anblick einer so ansehnlichen, zum Empfang vollkommen gerüsteten Truppenmasse, was

die Allürten aus der Fassung brachte, oder verbarg ihnen Philipps erste Linie, daß ein großer Theil der französischen Streitkräfte noch immer auf der andern Flußseite stand, oder doch wenigstens erst im Umkehren begriffen war, gleichviel, sie benutzten diese günstige Chance zum Angriffe nicht. Das Corps, das mit Philipps Nachhut angebunden, ward zurückgerufen und mittelst einer Seitenbewegung zur Rechten der Straße faßten die Feinde am Abhange der Höhen Posto, welche die Ebene gegen Norden begrenzten. Augenblicklich benutzte Philipp diese Gelegenheit, seine Streitkräfte in südlicher Richtung zu entfalten, indem dadurch seine Soldaten die glühende Sonne in den Rücken bekamen, die den Gegnern gerade ins Gesicht fiel. Ein Heer unter getheiltem Oberbefehl ist natürlich nie gut geführt, denn was die Berathung nützt, geht durch Unentschlossenheit verloren, und die beiden eben erwähnten Fehler der Allürten hatten wahrscheinlich ihren Grund in dem schwankenden Resultat ihrer Conferenzen.

Wie dem seyn mochte, sie ließen Philippen Zeit zu Sammlung seiner Streitkräfte und zur Wahl der bessern Stellung, die er treffen konnte. Es erfolgte eine Pause, als zauderten die Verbündeten den Kampf zu beginnen, da doch sie dem Feinde nachgesetzt und ihn zum Treffen hatten zwingen wollen, ja ihn wirklich nach ihrer Absicht in einem Moment überrascht hatten, wo ein Angriff nicht anders als unglücklich für ihn ausfallen mußte.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Einige Minuten standen beide Heere lautlos und man betrachtete sich gegenseitig schweigend. Die vordere Linie bestand fast durchgängig aus Reiterei, damals die Hauptstärke einer Armee, die gewöhnlich das Glück des Tages entschied. Doch waren zwischen die langen Abtheilungen der Ritter und Reisigen gedrängte Haufen von Armbrust- und andern Bogenschützen eingeschoben, die nur auf das Zeichen warteten, den Kampf mit ihren Wurfgeschoßen zu beginnen.

So Gesicht dem Gesicht zugekehrt, und durch einen äußerst schmalen Raum geschieden, schienen die beiden Heere den Glanz und Schimmer der Scene zu bewundern, ein Anblick, der, wenn wir der „branche de royales Linages“ vertrauen dürfen, einem königlichen Hoflager bei einem Fest oder Turnier an Pracht nichts nachgab. „Da,“ sagt jenes Buch in seinem naiven Jargon, „war manch' herrliche Rüstung zu schauen, manch' artige, sinnige Devise in Gold und manchfach bunten Farben gestickt, als da sind: blau, roth, gelb, grün. Auch fehlte es nicht an dichtgeschlossenen Schilden, wiehernden Pferden, tönenden Waffen, wallenden Federn und Bannern, schimmernden Helmen und Helmkämmen.“

Auf dem linken Flügel der Kaiserlichen hielt Ferrand, Graf von Flandern, mit einem ungeheuren Heer kräftiger Fläminger, zusammt dem Grafen von Boulogne und einigen andern Verbündeten von geringerer Bedeutung, während ihm gegenüber der junge Herzog von der Champagne, der Herzog von Burgund und die Mannschaft der Gemeinde Soissons.

Zur Rechten der kaiserlicheu Armee war eine kleine Schaar Engländer aufgestellt mit den Truppen des Herzogs von Brabant, denen als Gegner gegenüberstand der Bischof von Beauvais mit der Mannschaft, welche der Klerus zu des Königs Armee gestellt. Im Mittelpunkt beider Heere, allen sichtbar, hielten Otto, Kaiser von Deutschland, und Philipp August von Frankreich, beide in Person die auserlesenen Ritter ihres Reichs befehligend.

Mitten in dem dunkeln Lanzenviereck, das den Kaiser umgab, war ein prachtvoller Wagen zu sehen mit einer ungeheuren Stange, an welcher das kaiserliche Banner hing, ein goldner Adler über einem Drachen schwebend. Neben Philippen dagegen wallte das königliche Banner Frankreichs,* goldene Lilien gestickt im azurblauen Felde. Zu beiden Seiten des Königs hielten die Leibwächter, eine auserlesene Ritterschaar, durch hohe, ritterliche Eigenschaften zu diesem Ehrenposten gelangt. Es waren die Herren Wilhelm des Barres, Bartholomäus von Roye, Peter von Malvoisin, Gerhard Scropha, Stephan von Longchamp, Wilhelm von Mortemar, Johann von Rouvray, Wilhelm von Garlande, und Heinrich Graf von Bar.

Todesschweigen lag auf dem Gefilde. Wie gesagt sah jedes Heer das andere an, laut und regungslos in ehrfurchtgebietender Stille die erste Bewegung erwartend, welche die schreckliche Scene der Vernichtung eröffnen sollte. Nur ein Wort, ein Zeichen, das Erheben einer Lanze, der Klang der

* Von der berühmten Oriflamme verschieden, welche die Standarte von St. Denis war.

Trompete, und die ganze dunkle Masse blutdürstiger Insekten warf sich zu gegenseitiger Zerstörung in den Kampf. Gleichwohl gestatteten die Feldherrn diese Pause, als suchten Beide die furchtbare Verantwortung von sich abzuwälzen, die das Signal über des Angreifenden Haupt bringen mußte. Wenigstens mochten Gedanken dieser Art in Philipp August vorgehen, denn er wendete sich zu Wilhelmen von Mortemar mit den Worten: „wir müssen den Anfang machen; ich suche kein Blutvergießen, aber Gott gibt uns das Recht zur Selbstvertheidigung. Ihr Bündniß geht auf meinen Untergang aus, und das Gemetzel dieses Tages komme über ihre Häupter. Wo ist die Oriflamme?" fuhr er fort, sich umsehend nach dem geheiligten Banner von St. Denis.

„Sie ist noch nicht über den Fluß zurück, Sire," erwiederte Gerhard Scropha. „Noch immer hör' ich den Klang der Gemeinden, die, über die Brücke zurückkommend, die hintern Reihen füllen. Die Oriflamme zog zuerst hinüber, daher kommt sie auch allerletzt zurück."

„So lange dürfen wir nicht warten," sagte der König. „Heinrich von Bar, eilt zu Guerin, er hält auf dem rechten Flügel mit dem Grafen von St. Paul; sie sollen einige Reisige den Angriff beginnen lassen auf die schwere Schlachtlinie der Fläminger dort. Nachher sollen die Ritter chargiren."

Der junge Graf verneigte sich tief und gab dem Pferde beide Sporen, aber sein Galopp an der Linie hinab war das Signal für die Verbündeten, ihrerseits den Angriff zu beginnen. Alsbald verdunkelte ein Pfeilregen die Luft, und wie Hagelkörner fiel er auf die Reihen der Franzosen. Die Trom-

peten erklangen, die Lanzen senkten sich und zwei von des Königs Kaplanen stimmten in geringer Entfernung hinter ihm den hundertdreiundvierzigsten Psalm an, wobei ihnen in Folge der heftigen Gemüthsbewegung, gemischt aus Furcht, Unruhe, Andacht, ein Strom von Thränen entfiel.

Mittlerweile griffen hundertfünfzig Waffensergeanten in Gemäßheit des königlichen Befehls die ganze Streitmacht des Grafen von Flandern an. Philipps Absicht wurde vollkommen erreicht. * Mit gesenkter Lanze warfen sich die Franzosen auf die flämischen Ritter, die, voll Erbitterung sich von Leuten angegriffen zu sehen, denen keinerlei Ehre des Ritterthums zukam, über sie herfielen ohne auf Erhaltung der Ordnung in Reihe und Glied irgend zu achten.

Im Nu lagen die Pferde der Franzosen zu Boden, aber als Angehörige der Gemeinde Soissons im Fußkampfe nicht minder bewandert, setzten sie dennoch das Gefecht fort, und es gelang ihnen, das Centrum der kaiserlichen Linken in Unordnung zu bringen. In diesem Augenblick kam ihnen die Ritterschaar unter dem Grafen von St. Paul zu Hülfe, die

* Lacurne von St. Palaye hatte Unrecht, wenn er den Gebrauch der Lanze auf die Ritter beschränkte. Außer dem frühern Beispiel setzt das gegenwärtige die Sache außer Zweifel. Die Worte Wilhelm Guiarts lauten:

„Hundert und fünfzig Waffensergeanten
monjoie rufend, griffen sie an,
gegen die flämischen Ritter sie rannten
lanzengesenkt auf des Feldes Plan ꝛc.

Daß diese Waffensergeanten von Soissons einfache Bürger waren, ergibt sich aus der Verachtung, womit die Fläminger sie empfingen. — Wilhelm von Bretagne im Leben Philipp Augusts.

mit ihren langen Lanzen alles vor sich niederwarf, daß die Flamänder-Schaar über die Plaine zerstört ward nicht anders, als wenn der Blitz in eine Fichte schlägt, und sie zu tausend Atomen zerstäubt.

Der Kampf, in solcher Weise auf dem rechten Flügel der kaiserlichen Armee entbrannt, theilte sich bald dem Mittelpunkte mit. Hier auf einer kleinen Erhöhung hielt König Philipp, mit ruhigem Blicke den Verlauf der Schlacht beobachtend, wenn auch zeitweise der Staub und die mit jedem Augenblick wachsende Unordnung und Verwirrung, ein minder geübtes Auge getäuscht haben würden.

Nun war auch die Linke engagirt, aber des Königs Auge blieb vorzugsweise dem rechten Flügel zugewandt, wo der Graf von St. Paul und die Herzoge von Burgund und Champagne noch immer in heißem Gefecht mit den Flämingern lagen. Es hatte nämlich die zweite und dritte Linie der Letztern das Glück des Tages geändert, und die Franzosen wurden gegen den Fluß zurückgetrieben.

„Beim Herrn des Himmels, Burgund ist im Nachtheil,“ rief Philipp. „Auf, Michel, eilt zu Herrn Guy von Coucy, er solle chargiren mit der Mannschaft von Tankerville, zur Rettung des guten Herzogs von Burgund.“

Mit Blitzesschnelle jagte der Mann der Stelle zu, wo Guy von Coucy mit den Seinen in Reserve stand.

„Beim Himmel, der Herzog sinkt und sein Banner dazu,“ fuhr der König gegen Guerin fort, der sich eben mit ihm vereinigt. „Noch rührt sich Coucy nicht! St. Denis, sie kommen uns in die Seite, oder gar in den Rücken. Ist es Feigheit

von dem Ritter oder Wahnsinn? — Fort Guerin, heißt ihn angreifen, alles steht auf dem Spiel, selbst seine Ehre.“

Aber dem Könige war entgangen, was Coucy sehr wohl gesehen hatte, daß nämlich eben ein frisches, feindliches Corps von der Straße her debouchirte. Griff er die Fläminger vor ihrer Vereinigung mit den Ankömmlingen an, so blieb nicht nur seine eigene Nachhut ungedeckt, sondern die Flanke der ganzen Armee war blosgestellt. Das war der Grund seines Säumens, wogegen die kritische Lage des Herzogs von Burgund nicht in Betracht kommen konnte. Erst wann die neue Schaar in der Eile und Verwirrung ihrer Ankunft zwischen ihm und den Flämingern sich eingeschoben, war der Angriff räthlich.

Aber kaum war dieser Augenblick gekommen, so senkten sich wie auf einen Zauberschlag Coucys fünfzehnhundert Lanzen, die Trompeten erklangen, die Renner sprengten an, und wie eine Berglawine fiel das Geschwader den Ankömmlingen in die Seite, und warf sie in buntem Durcheinander auf die Fläminger. Auch diese vermochten sich nicht zu halten, sie fielen auf die Kaiserlichen, und nun hatten die Soldaten Burgunds und Champagnes offenen Raum genug, sich um ihre Führer wieder zu sammeln.

„Braver de Coucy,“ rief der König, dem das Manöver nicht entgangen war. „Herrlicher Ritter, vortreffliche Lanze, wahrhaftig alles sinkt vor ihm darnieder. Burgund ist hoch zu Roß, und sein Banner entfaltet sich aufs Neue. — Eilt zum Herzoge, Walther der Jüngere, becomplimentirt ihn

von meiner Seite. — Aber wer ist dort im Anmarsch? ich kann nicht deutlich sehen vor dem Staube."

„Es sind die Bürger von Compiègne und Abbeville und die Oriflamme, Sire," erwiederte Wilhelm des Barres. „Sie möchten am Kampfe Theil nehmen und drängen sich zwischen uns und die sächsischen Sclaven, welche eben gegen uns anrücken."

Wirklich sah man die Mannschaft der beiden Gemeinden voll Eifer, sich im Dienste eines Königs auszuzeichnen, der so viel für sie gethan, kühnen Schritts vor der Fronte des Mitteltreffens Posto fassen, augenblicklich im Handgemenge mit einem ungeheuren Corps deutscher Infanterie, die in stürmischer Eile auf den König eindrang.

Allein die französischen Gemeinden waren den ungeschlachten Sachsen nicht gewachsen, sowohl an Zahl als an physischer Stärke, und nach einem verzweifelten Kampfe wurden sie bis an den Fuß der Anhöhe zurückgetrieben, auf welcher Philipp hielt. Bei solcher Nähe der Gefahr machten des Königs Leibwächter mit ihren Reisigen einen Ausfall auf das sächsische Fußvolk, und dieses sank nach allen Richtungen unter ihren langen, gewichtigen Schwerdtern. Nun aber kam die deutsche Reiterei ihren Landsleuten zu Hülfe, und der Kampf enbrannte rings in der unmittelbaren Nähe des Monarchen, der auf seiner Anhöhe Niemanden mehr um sich hatte, als seinen Standartenträger, den Grafen von Montigny, und Herrn Stephan von Longchamp, welche den andern nicht ins Handgemenge gefolgt waren.

„Um Gotteswillen, Sire, zieht Euch mehr zurück,"

sagte der Ritter, „widerfährt Euch ein Unfall, so ist alles verloren.“

„Keinen Schritt und gält' es tausend Reiche,“ erwiederte der König, indem er das Visir niederließ und das Schwert entblößte, denn eben sprengten vier deutsche Ritter gegen ihn an, gefolgt von einer zahlreichen Abtheilung Fußvolks, das die Bürger von Compiègne vor sich her trieb. „Wir müssen unsere Pflicht thun nicht minder als Ritter, denn als König, Herr Stephan.“

„So thue ich die meine als Ritter,“ rief Herr Stephan, indem er mit eingelegter Lanze gegen den Nächsten der deutschen Ritter sprengte, den er alsobald todt vom Pferde warf, durch und durchgerannt von der einen zur andern Seite.

Aber der zweite Deutsche stieß, unbekümmert um den Helm seines Gegners, dessen Pferd das Schwert in die Brust an einer Stelle, wo die eiserne Rüstung nicht deckte. Da brachen Roß und Reiter auf einmal zusammen, und der Deutsche, blitzschnell auf den Füßen, zog sein langes Seitenmesser und trat dem niedergeworfenen Gegner knieend auf die Brust.

„Denys Mountjoy,“ rief der König, indem er dem getreuen Diener zur Hülfe eilte. „Denys Mountjoy, zur Rettung, zur Rettung!“ Aber ehe er seinen Gegner erreichen konnte, hatte dieser dem Gefangenen das Messer durch die Helmbänder gestoßen und Stephan Longchamp war nicht mehr. Konnte ihn jedoch der Monarch nicht retten, so rächte er ihn wenigstens, denn er versetzte dem Sachsen, wie er eben in gebückter Stellung sein blutiges Werk vollendete, mit der

vollen Wuth des kräftigen, geübten Arms einen so gewaltigen Hieb auf den Nacken, daß das Panzerhemd zersprang und die Spitze der Waffe durch die Rückenwirbel drang.

Nun aber fand sich der König ringsum von deutschem Fußvolk eingeschlossen, das ihm mit seinen kurzen Piken hart zusetzte. Der einzige Ritter der ihm geblieben, war der Graf Montigny, der königliche Bannerträger, und nach allen Richtungen kein anderer Anblick, als die wilden Sachsengesichter unter ihren Stahlhauben, enger und enger ziehend den Kreis um den König, die lüsternen Augen starr auf die Krone gerichtet, die seinen Helmkamm schmückte. Nur da und dort drang der Umriß eines deutschen Ritters durch die Massen von Staub, welche die ganze Scene erfüllten, eine Erscheinung so flüchtig und geisterhaft, daß sie sich wie ein Phantom ausnahm, das ebenso schnell verschwunden als gewahrt ist.

Philipp stritt gewaltig, denn Verzweiflung erhöhte seine Tapferkeit. Sein Pferd steckte tief in den Reihen der Pikenmänner, und der Reiter theilte nach allen Seiten seine Streiche, die vier bis fünfmal den unmittelbaren Raum um ihn etwas säuberten.

Auch der Graf von Montigny that in jeder Weise seine Schuldigkeit. Mit der einen Hand hielt er das königliche Banner, das er beständig erhob und senkte, um die Gefahr des Monarchen zu Aller Kunde zu bringen. Mit der andern theilte er seine Hiebe aus, rings um des Königs Person, die dadurch mehrere Minuten lang gegen das Vordringen der Feinde geschützt ward.

Aber vergeblich, daß der König und sein Bannerträger

solche Thaten ritterlicher Tapferkeit verrichteten. Enger und enger schloß sich der Kreis der Deutschen um die beiden Streiter, manch sächsischen Ritter zog der Anblick des königlichen Banners an, und nun drängte sich auch die Reiterei nach der Stelle, wo der Kampf so schrecklich raste. Endlich kroch einer von den Fußgängern des Königs Pferd unter den Bauch, Philipp fühlte es unter sich wanken, und im nächsten Augenblick fiel er zu Boden, seinen Reiter in seinem Fall verwickelnd.

Augenblicklich waren hunderte der langen, dreischneidigen Messer, deren sich die Sachsen an diesem Tage bedienten, gegen des Königs Kehle gezückt, oder an seinen Helmbändern thätig. Ein Gedanke an Agnes, ein kurzes Gebet zum Himmel, war Alles, was Philippen noch anzugehören schien, als in demselben Moment der Schlachtruf: „Auvergne, Auvergne" mit neuer Hoffnung zu seinem Ohre drang.

Das Haupt bis zum Sattelbogen herabgebeugt und bei seinem Anfall von tausend Streichen empfangen, auf einem Pferde, ganz bedeckt von Schaum und Blut, mit zerhackter und gebrochener Rüstung, schoß Thibaut mit der stürmischen Schnelligkeit des Falken mitten in den feindlichen Haufen. Erst vor dem königlichen Banner hielt er sein Pferd an, und nun mit einem Sprung auf dem Boden, schmetterte er die sächsischen Bauern darnieder, die auf dem niedergeworfenen Körper des Königs knieten. Mit dieser Arbeit zu Ende, blieb er schützend über dem Könige stehen und die ungeheure Keule verrichtete dermaßen kräftig ihr Amt, daß jeder Streich eine Sachsenseele auf die kalte Pilgerfahrt des Todes sendete.

Das deutsche Fußvolk wich zurück; nun aber warfen sich die Ritter auf den Grafen, und Streich an Streich fiel auf sein todgeweihtes Haupt.

Das Heil der ganzen Armee, Leben, Tod, Gefangenschaft des Königs, das Schicksal Europas, vielleicht die ganze Welt hing in diesem Augenblick an dem Arm eines Wahnsinnigen. Aber dieser Arm ermattete nicht, und ward ihm auch die Rüstung buchstäblich vom Fleische gehauen, blutete er auch aus hundert Wunden, Auvergne wich keinen Schritt zurück. Stets seine Stellung behauptend, den einen Fuß über den Körper des Königs vorgeschoben, — das Gewicht des Pferds, das ihm auf dem einen Beine lag verhinderte diesen am Aufstehen — hielt sich der Graf so lange, bis Ritter um Ritter auf beiden Seiten hervorsprengten, und das Gleichgewicht einigermaßen hergestellt war.

Aber noch immer war der Kampf um das königliche Banner höchst bedenklich, als Coucys Schlachtruf näher und näher drang. „Der Coucy, der Coucy, Sct. Michael, Sct. Michael," erklang es über die Plaine, und Tankervilles Lanzen, die sich schon zweimal durch die feindliche Linie durchgeschlagen, * wogten einher in wohlegehaltener Ordnung, gleich der Donnerwolke, die am Himmel hinzieht. Ihre beneidenswerthe Haltung und das Vertrauen auf ihren Führer verlieh ihnen entschiedene Ueberlegenheit. Die sächsischen

* Diese That, so außerordentlich sie klingt, ist gleichwohl vollkommen wahr. Allerdings wird sie von den Chronikenschreibern verschiedenen Personen beigelegt, wohl aber erwähnen ihrer alle, welche die Schlacht von Bovines beschreiben.

Pikenmänner sanken unter den Tritten ihrer Pferde, die deutschen Ritter wurden auf Speerlänge zurückgetrieben, die Gemeinen von Compiègne und Abbeville sammelten sich im Rücken ihrer Beschützer, und noch einmal war das Feld um das königliche Banner von Feinden gesäubert.

Nun galt es vor Allem den König vom Gewicht seines Pferdes zu befreien, das, in den Nacken getroffen, todt auf seinem Herrn lag. Philipp erhob sich, aber ehe er wieder zu Pferde stieg, obgleich tausend Thiere für ihn bereit standen und tausend Stimmen in ihn drangen, rief er: „Wo ist der Graf d'Auvergne? ihm verdank' ich mein Leben. — Zurück, Wilhelm des Barres, Euer Fuß ruht auf seiner Brust. Der da ist es in der schwarzen Rüstung."

Wirklich war es der unglückliche d'Auvergne, der sich unter einer Unzahl Wunden aufrecht erhalten, bis das Leben des Königs in Sicherheit war. Dann erst war er unter fortwährendem Kämpfen im Handgemenge gefallen, und lag nun auf einer Pyramide von Todten, dem Werke seiner eigenen Hand. Auf des Königs Befehl ward ihm der Helm abgenommen, und Philipp selbst bückte sich zu ihm herab, legte des Grafen Haupt auf sein Knie und spähte über das todtblasse Gesicht, ob die Flamme der schwachen Lebenslampe in der Brust dessen schon erloschen sey, der ihn dem Grabe entrissen.

D'Auvergne schlug die Augen auf und sein matter Blick ruhte auf den Gesichtszügen des Königs. Die Lippe zitterte, war aber nicht im Stande ein Wort hervorzubringen.

„Wenn Du stirbst, d'Auvergne," sagte Philipp im Ue-

dermaß der Dankbarkeit, „so verliere ich meinen besten Unterthan.“

Der Graf strengte sich nochmals zum Sprechen an, und der König neigte sich über ihn, um ihn zu verstehen. „Sag' ihr,“ lauteten die gebrochenen Accente — „sag' ihr — daß aus Liebe zu ihr — ich starb — Dein Leben zu retten.“

„Das will ich,“ sagte Philipp, „auf Ehre das will ich, und ich kenne sie nicht, oder sie beweint Deinen Fall.“

Ein Zug, schwachem Lächeln verwandt, spielte um die Lippe des Sterbenden, seine Augen ruhten auf dem Könige, aber der Geist, der sie belebt hatte, schwand auf immer.

„Lebe wohl d'Auvergne,“ sagte der König. — „Des Barres, sorgt, daß der Leichnam entfernt und mit gebührender Ehre behandelt wird. — Und nun, gute Ritter,“ rief er aufs Pferd springend, „wie steht die Schlacht? Nur zu lange sind meine Augen abwesend gewesen, aber auf Ehre, Ihr habt trefflich handthiert, während ich zu Boden lag. Des Feindes Linie flieht, täuscht mich anders mein Gesicht nicht.“

„So ist es, gnädigster Herr,“ erwiederte Wilhelm des Barres, „und Ferrand von Flandern selbst ist gefangen vom Herzoge von Burgund.“

„Dafür sey Gott gelobt,“ rief Philipp, indem er die Augen rasch nach dem Centrum wendete. „Die scheinen auch in tüchtiger Unordnung. Wo ist die kaiserliche Standarte? wo Otto selbst?“

„Er hat mit Peter von Malvoisin zu thun und Gerhard der San,“ war de Barres Antwort, unter Lachen vorgebracht, „zweifelsohne findet er in ihnen unbequeme Nach-

barn. Aber wißt Ihr, Sire, daß ein Pikenschaft in Eurem Küraß steckt?"

„Gedenkt dessen nicht," erwiederte der König, „wir müssen angreifen. Ottos Reihen sind gebrochen, seine Leute zerstreut, noch eine tüchtige Charge, und der Tag ist unser — nieder mit Euren Lanzen, Coucy! — Männer von Soissons, folgt Eurem Könige, französische Ritter, gedenkt Eures Ruhms! Bürger kämpft für Euren Heerd — Denis Mountjoy! — zum Angriff, zum Angriff!"

Es war der kritische Augenblick. Otto mochte sich sammeln, seine Truppen waren den königlichen noch immer doppelt überlegen, während der Graf von Boulogne und die Engländer, obgleich die Keule des kriegerischen Bischofs von Beauvais den Grafen von Salisbury vom Pferde geschmettert, gegen den linken Flügel Stand hielten. Aber der rechtzeitige, wohlausgeführte Angriff des Königs an der Spitze der Blüthe seiner Ritterschaft entschied das Schicksal des Tages. Die Deutschen flohen in Verwirrung, Otto entging kaum der Gefangenschaft, und zog sich auch ein Theil der feindlichen Rechten in etwas besserer Ordnung zurück, so war doch auch hier die Niederlage vollkommen, und die Grafen von Salisbury und Boulogne wurden Beide zu Gefangenen gemacht.

Der Kampf hatte nahe an die sechs Stunden gedauert und nach eingerissener, allgemeiner Flucht wurde die Zahl der Gefangenen so groß, daß Philipp die Verfolgung in Bälde einzustellen genöthigt war, um nicht am Ende von denen überwältigt zu werden, die er so eben besiegt hatte.

Um fünf Uhr erklangen die Trompeten, das Signal für die Verfolger sich wieder zu sammeln, und so endete die berühmte Schlacht von Bovines, ein Kampf und Sieg, der seinesgleichen in der Geschichte sucht.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Vorüber war der Lärm, die Verwirrung der Schlacht, die Ordnung wiederhergestellt, und die siegreiche Armee am Ufer des Flusses gelagert, als Philipp August in sein Zelt zurückkehrte. Nachdem ihn seine Diener der Rüstung entkleidet, entließ er sie, um eine Stunde allein zu seyn. Niemanden wurde Zutritt gestattet, und der Monarch setzte sich nieder, in Nachdenken verloren über die gewaltige That, die er so eben vollbracht hatte.

Und welcher Sturm widerstreitender Gefühle mußte in diesem Augenblick in seinem Busen herrschen! Politik, Triumph, Ehrgeiz, Haß, Rache, Liebe, jeder Theil machte seinen Anspruch geltend in seinem Herzen.

Die Erinnerung an die Schwierigkeiten, die er überwunden, das Rachegefühl des furchtbaren Tages, welcher die Entscheidung gebracht, die glorreichen Aussichten für die Zukunft, sich anschließend an das Vergangene, das Gegenwärtige, diese verschiedenartigen Stimmen klangen in Einen Ruf zusammen, der wie ein Donner in seinem Innern wiederhallte: „Freue Dich.“

Und doch saß Philipp August mit handverhüllten Augen

da, ernsten, fast melancholischen Gedanken hingegeben. Das Gefühl seiner Sterblichkeit mischte sich, er wußte nicht warum oder wie, in den Jubelkelch des errungenen Triumphs, und es war ihm, als gewahre sein geistiges Auge über dem Banner des Triumphs einen Schatten, nicht unähnlich dem des Grabes. Der Gedanke an die Vergänglichkeit unseres Wesens, ein Sehnen wie nach einem reellern Ruhme, stimmten den Stolz des Siegers herab, und so das Knie gebeugt vor dem Throne des Himmels stieg sein Gebet inbrünstig empor zu dem Geber alles Segens.

Nachdem er sich lange mit dergleichen Gedanken beschäftigt, ließ er sein Gefolge eintreten und empfing mehrere Boten, die so eben von Lille eingetroffen waren. Nun wurden die Vorhänge seines Zeltes aufgeschlagen, und die verschiedenen Führer, die sich an dem heutigen Tage besonders ausgezeichnet, gerufen.

Es war ein schöner Sommerabend, und die Strahlen der untergehenden Sonne beschienen das Schlachtfeld und das Zelt des Siegers, als er im vollen Pompe der königlichen Würde die Großen und Edlen seines Landes empfing. Für Jeden hatte er ein angenehmes Wort, irgend eine Erwähnung seiner Thaten, ein Lob für seine Bemühungen, und sein Lächeln war gemäßigt, seine Miene so voll ruhig ernster Würde, daß die größern Barone sich bezüglich ihrer Besorgnisse, die ihnen der Ehrgeiz des Königs nach einem solchen Siege einflößte, nicht wenig beruhigt fühlten. Keine Spur von Hochmuth war in seinem ganzen Benehmen zu finden, nicht einmal das geringste Merkzeichen jener Demuth,

hinter der sich zuweilen der Stolz so gerne verbirgt. Allerdings sah man wohl, daß er die Bedeutung des großen Sieges erkannte, sich desselben freute, man sah ihm an, daß er seine Feinde überwunden, eine verbündete Welt darniedergeworfen, und doch fühlte er sich niemals sterblicher, bildete sich weniger ein, ein Gott zu seyn, als eben jetzt. Er hatte seinen Triumph im Voraus genossen, über der Erwartung des Siegs hatte sich der Stolz auf denselben erschöpft, und nun dünkte ihm das Niederwerfen einer Welt keine so große Sache, als er früher geglaubt hatte.

„Dank braver Burgund, tausendfachen Dank," rief er, dem Kommenden die Hand bietend. „Das heißt ein großer Triumph, und Burgund hat seinen vollen Theil daran. — Auf Ehre, Herr Bischof von Beauvais, Deine Keule bewährt sich nicht minder vortrefflich als Dein Bischofsstab. Hoffentlich findest Du eine hinreichende Zahl Belegstellen in der Schrift zu Rechtfertigung solch unbarmherziger Streiche auf die Häupter der Feinde Deines Königs?"

„Ich vergieße ja kein Blut, Sire," erwiederte der kriegerische Bischof. „Ein Schlag auf den Kopf hat mit Blutvergießen nichts zu schaffen, das mögt Ihr Euch merken."

„Jedenfalls haben wir mit Deiner Hülfe, Herr Bischof," fuhr der König mit einem Lächeln über die subtile Unterscheidung des Prälaten fort, „ein ungeheures schändliches Bündniß gegen unsern Frieden und unsre Freiheiten aufs Haupt getroffen. — Ah! mein junger Herr von Champagne, traun, Ihr habt Eure Ritterschaft wacker gewonnen. — Wilhelm des Barres, Du bist ein tüchtigerer Ritter, als

irgend einer von der Tafelrunde und zu Aufbesserung Deines Weinkellers weise ich Dir fünfhundert Acres an in meinem Thale zu Soissons. — Pierre de Dreux, Du wirst doch nun einmal genug haben am harten Durchbläuen. — Ah, Coucy, mein edler Coucy, dem ich Unrecht gethan, unmittelbar vor dem Treffen. Wie Du selbst gesagt, Herr Guy, möge mir der Himmel recht viele Verräther senden von Deiner Art. Aber ich habe Nachrichten für Dich, die ein hartes Wort wieder gut machen werden. — Willkommen St. Valery, nicht minder willkommen, als da Ihr mir an diesem schrecklichen Morgen zu Hülfe kamt. Nun Herren, sehen wir nach den Gefangenen, nicht des Triumphs wegen, sondern damit sie ihr Schicksal erfahren."

Auf des Königs Befehl wurden nun verschiedene Gefangene hohen Rangs vorgeführt, eine Feierlichkeit, deren mehrere von den Kriegern nit nicht geringerer Besorgniß entgegensahen, als die Besiegten selber. Gar viele der Letztern waren nämlich nicht allein Verräther am Könige, wozu die Verletzung ihres Lehenseides sie stempelte, sondern sie waren es überdieß unter besonders erschwerenden Umständen nach wiederholt verwilligter Verzeihung und vielfach genossener persönlicher Begünstigung. Dazu waren sie manchen der anwesenden Sieger durch die Bande naher Verwandtschaft theuer. Zuerst erschien der Graf von Salisbury, dem man aus Besorgniß vor der Unzahl von Gefangenen die Hände mit starken Stricken zusammengebunden hatte, in welchem Zustande er vor den König gebracht wurde.

„Ich bedaure Euch hier zu sehen, William von Salis=

bury," sagte Philipp im Tone der Aufrichtigkeit. „Aber wozu die gefesselten Hände? Wer vermaß sich des unwürdigen Verfahrens einen edeln Ritter zu binden. Weg damit, schnell! Oder wollt' Ihr Euch noch immer nicht gefangen geben?"

„Von Herzen gern," erwiederte der Graf, „da es nicht anders seyn kann. Die Schurken knebelten mich, scheint es, daß die Gefangenen nicht die Sieger auffräßen. Aber auf Ehre, hätte der feige Troß, der aus dem Felde gelaufen, nur halb gefochten wie Eure geistlichen Herren, wir möchten wenig Gefangene erworben haben, aber wenigstens einigen Ruhm."

„Der Form wegen müssen wir einen Bürgen haben für Euer Wort," sagte der König, „dann sey Euch keinerlei Freiheit verwehrt, guter Ritter, die mit dem Zustand eines Gefangenen verträglich. — Wer will Bürge seyn für William von Salisbury?"

„Das ist meine Aufgabe," sagte der Coucy vortretend. „Mit Leib und Gut, so wenig ich von letzterem besitze."

„Dank, tausend Dank, alter Freund," sagte der Graf mit einem Händedruck. „Wir fochten auf getrennten Punkten, sonst möchten wir einige der alten Hiebe gewechselt haben. So ists nun aber auch recht, obgleich sie sagen, ein Bischof habe mir den Kopf gebläut. Zum Glück sah ich es nicht, sonst hätt' ich ihm die Mitra in Stücke geschlagen für seine Mühe."

Die Gefangenen wurden Einer um den Andern vorgeführt, und der König redete ihnen zu in einem Tone, der

ihre Besorgnisse zu mindern geeignet war. Gegen Ferranden von Flandern aber runzelte er die Stirne, von Entrüstung überwältigt bei der Erinnerung an die Rodomontaden des eiteln Fürsten, der sich vermessen, binnen Monatsfrist seinen siegreichen Einzug in der französischen Hauptstadt zu halten.

„Nun, rebellischer Vasall," begann der Monarch mit ernst würdigem Blicke, „welchen Lohn verdient Euer Verrath? Schlange, die wir in unserem Busen großgezogen und die uns mit ihrem Bisse vergolten! Traun die Genüsse unserer Hauptstadt, durch die gastfreundliche Behandlung an unserem Hofe Dir kund geworden, machten Dich lüstern nach der Erbschaft Deines Herrn. Wie Du geprahlt soll Dir geschehen: Du ziehst im Triumph ein in unsere Stadt, aber bei der Königin des Himmels, gewiß nicht um an Gauklern und Freudenmädchen Deine Kurzweil zu haben."

Ferrand schrack leichenblaß zurück, denn in seiner Herzensbangigkeit mißverstand er des Königs Worte. „Ich hoffe, gnädigster Herr," sagte er, „Ihr bedenkt Euch wohl, ehe Ihr mir ans Leben geht. Vergeßt nicht, daß ich nur für die flandrischen Lande Euer Vasall bin, durch Uebertragung der Rechte meiner Gemahlin. Was mich selbst angeht, so bin ich der Sohn eines unabhängigen Fürsten und mein Leben darf nicht —"

„Dein Leben!" rief Philipp mit hohngekrümmter Lippe. „Deßhalb sey unbesorgt, ich schlachte meine Gefangenen nicht, aber beim Herrn der da lebt, ich will dafür sorgen, daß Du nicht zum zweitenmal rebellirst. — Nun Renatus!"

fuhr er fort, zu dem riesenmäßigen Grafen von Boulogne gewandt, der an seinem Leben verzweifelnd, wenn er gefangen würde, den längsten und hartnäckigsten Widerstand geleistet hatte. Freilich wußte er warum, denn einmal war er eins der Häupter der Conföderation gewesen, sodann hatte er sich schon früher wiederholter meuterischer Bewegungen gegen den König schuldig gemacht, deren Rechnung bis jetzt noch nicht im Reinen war. Gleichwohl präsentirte er sich mit freimüthigem Lächeln auf dem jovialen Gesichte, als hätte er sich vorgenommen, das Schlimmste mit guter Miene zu ertragen. Zufällig schleppte einer der Pagen als Kriegsbeute des Grafen ungeheuern Helm herein, auf dessen Kamm zwei ungeheure Fischbeinblätter von nahe sechs Fuß Höhe sich befanden. Diesen Umstand benutzte der Graf, er lachte den Umstehenden zu, während der König noch mit Ferrand beschäftigt war, und sagte: „ich hielt mich für einen Leviathan, und doch ist es ihnen gelungen mich zu fangen.“

„Renatus von Boulogne,“ sagte der König streng, „wie oft habe ich Dich pardonirt — kannst Du es sagen?“

„Wahrhaftig, gnädigster Herr,“ erwiederte der Graf, „ich war nie ein guter Rechner; nur so viel weiß ich, daß Ihr mir öfter das Leben geschenkt als ich es verdiente oder erwartete, obgleich ich nicht gerade ausrechnen kann, wie oft es der Fall war.“

„Wenn Ihr Euch nochmals in diesem Rechenexempel versucht,“ sagte Philipp, „so addirt eine weitere Numer dazu, aber wohl gemerkt, bei den Gebeinen aller Heiligen! es ist das letztemal.“

„Traun, gnädigster Herr, um meinetwillen sollt Ihr nicht ihre Gebeine brechen," sagte der Graf. „Es ist mein fester Entschluß künftig Euer guter Vasall zu seyn, und wie mein Freund Graf Julian vom Berge zu sagen pflegt, mein Entschluß steht fest wie der Mittelpunkt der Erde."

„Aha, Graf Julian," sagte der König, „willkommen mein liebwerther Herr Julian; beim Himmel, fast sind wir gemeint nicht eben säuberlich mit Euch zu verfahren. Ihr habt die Rolle des Zwischenträgers gespielt, lieber Graf, in diesem ganzen Intriguenhandel, seyd einer der Hauptaufwiegler meiner Vasallen gewesen, und bei Gott, sind Beil und Block jemals verdient worden, so habt Ihr Anwartschaft darauf. Allein hier steht Herr Guy von Coucy, ein ächter Ritter und seines Königs Freund. Gebt ihm die Hand Eurer Tochter, seiner Geliebten, und das Haupt steht fest auf Euren Schultern."

„Gnädigster Herr, es kann nicht seyn," erwiederte Herr Julian hartnäckig. „Ich habe den Ritter vordem schon abgefertigt; was ich gesagt, bleibt gesagt, mein Entschluß steht unbeweglich wie die Erde, und lieber das Beil versucht als ihn gebrochen."

„Dann, beim Himmel, soll die Axt Euer Lohn seyn," rief Philipp in einem seiner leidenschaftlichen Anfälle, den die kecke, hartnäckige Weigerung des rebellischen Vasallen hervorgerufen. „Weg mit ihm zum Block, und wisse, alter Verschwörer, Deine Lande und Herrschaften und Deiner Tochter Hand gebe ich als oberster Lehensherr diesem braven

Ritter, nachdem Du die Strafe Deines Verraths und Deiner Hartnäckigkeit erlitten."

Herrn Julians Wange verblaßte ein wenig und seine Augen begannen zu blinzeln; gleichwohl biß er sich in die Lippe und fest in seinem unerschütterlichen Starrsinn verlor er kein Wort, des Monarchen Zorn zu beschwichtigen. Coucy aber trat vor und bat den König, es möge ihm Herr Julian überlassen werden, da er durch seine (Coucys) Leute gefangen worden; er zweifle nicht, daß es ihm gelingen werde, den alten Herrn zur Raison zu bringen.

„So nehmt ihn, Coucy," sagte Philipp, „Ihr seyd ermächtigt, mit ihm nach Belieben zu verfahren. Ehe er aber diese Stelle verläßt, gibt er seine Einwilligung zu Eurer Heirath oder sein nächstes Ziel ist der Block. Laßt hören, wie Ihr ihn bekehren wollt."

„Was ich gesagt, bleibt gesagt," flüsterte Herr Julian, „mein Entschluß steht fest wie die Erde."

„Herr Julian," begann Coucy, indem er in den Kreis trat, während der Gefangene das Gesicht zu einem hartnäckigen Eigensinn verzog, der einem alten, wohlgenährten Maulthier nicht übel gelassen hätte, „Ihr äußertet einst, ich dürfe mich um Eurer Tochter Hand bewerben, wenn Wilhelm de la Roche Guyon, dem Ihr sie zugesagt, todt, Ihr selbst aber mein Gefangener wäret und ich Euch Acker um Acker vorzählen könnte für Euer Land. Nun kann ich Euch versichern, daß Wilhelm de la Roche gefallen ist auf jener Plaine, durchbohrt vom Rücken bis zur Brust von einer Tankervillelanze auf seiner Flucht aus dem Treffen. Durch

des Königs Gnade und mein gutes Glück seyd Ihr nach Recht und Gesetz mein Gefangener, und sicherlich mag die Gewalt Euer Leben zu retten und Euch die Freiheit zu geben, dem Reichthum und Länderbesitz die Wage halten."

„Nein, nein," sagte Herr Julian, „was ich gesagt —"

Hier aber fiel ihm der König ins Wort, der inzwischen seine Fassung wieder erlangt hatte und sich nun von dem Auftritte nicht wenig angezogen fühlte. „Ein Wort," rief er, „Graf Julian, erlaubt Euch keine weitere Einsprache. Wie es scheint, handelt es sich nur noch um den Landbesitz und diese Differenz mag beseitigt werden."

„Das ändert die Sachlage," rief Graf Julian, nicht wenig erfreut auf solche Weise der peinlichen Nothwendigkeit überhoben zu seyn, seinen Entschluß mit Gefahr seines Lebens zu behaupten. „Wenn Ihr geruht in Eurer Huld und Gnade, Sire, ihn mir gleich zu machen an Geld und Gut, so sind, nun Wilhelm de la Roche todt ist und ich sein Gefangener bin, allerdings sämmtliche Bedingungen erfüllt, und er soll meine Tochter haben. Was ich gesagt, steht fest, wie das Fatum."

„Gut," erwiederte der König mit einem Blicke gegen die Umstehenden, welche über des alten Mannes Narrheit lächelten, „wir machen nicht nur den Coucy Euch gleich an Geld und Gut, Herr Julian, sondern sogar Euch überlegen. — Ein Pairshof, ihr Herren! bildet Euch zu einem Pairshofe!"

Diejenigen von den Zuschauern, welchen die Pairswürde zukam, traten einen Schritt weiter vor, und der König begann mit ernster Stimme:

„Graf Julian vom Berge, wir Philipp der Andere, König von Frankreich, unter dem Beistande und Beirathe unserer Pairs, erkennen Euch schuldig des Verbrechens beleidigter Majestät, und erklären demgemäß Eure sämmtlichen Lehen, Lande und Herrschaften, benebst Eurem Gute, beweglicher Habe und Juwelen für verwirkt, welches Alles wir einziehen zu Handen der französischen Krone, auf daß darüber in zweckmäßiger Weise verfügt werde."

„Ein Urthel, das zu Recht besteht in Form und Inhalt," riefen die Pairs, während die Fassung des armen Herrn Julian tausend Grade unter Null sank. „Nun, mein Herr," fuhr der König fort, „nun Ihr keinen Fuß breit Landes habt in Europa, keinen Sou Euch Labe und Erquickung zu bereiten, nun Wilhelm de la Roche Guyon todt ist und Ihr Gefangener seyd des guten Ritters Herrn Guy, fordern wir Euch auf, ihm Euer Wort zu halten, indem Ihr Ja sagt zu seiner Heirath mit Eurer Tochter. Weigert Ihr Euch dessen noch jetzt, so ladet Ihr den Vorwurf des Treubruchs auf Euch neben dem der thörichten Hartnäckigkeit und reitstätischen Eigensinns."

„Was ich gesagt, habe ich gesagt," erwiederte Graf Julian, indem er das beliebte Schlagwort ziemlich kleinlaut zu Markte brachte. „Mein Entschluß steht in Allem fest wie die Erde. — Coucy, ich versprach sie Euch unter solchen Umständen. Sie sind vorhanden, demgemäß ist sie Euer, so hart es mich ankommt, mein Kind einem Bettler vermählen zu müssen."

„Einem Bettler, Herr," rief der König, indem seine

Stirn sich verfinsterte, „da irrt Ihr Euch sehr. Wohl wäre Herr Guy reich genug an Gehalt und Tugend um die Tochter eines Prinzen zu werben, überdieß aber besitzt er, wie er hier steht, das Doppelte an Land und Gebiet, was Ihr jemals Euer eigen nanntet. Und so verhält es sich in Wahrheit, Coucy. Sämmtliche Ländereien und Herrschaften von Tankerville sind nun Euer, zusammt den schönen Besitzungen an den Ufern des breiten Rhonestroms, die gleichfalls dem Grafen von Tankerville, dem Gemahl Eurer Vaters-Schwester, gehörten. Und zwar gehören sie Euch in Folge einer Verfügung, aufbewahrt in unserer königlichen Schatzkammer, von dem Grafen eigenhändig aufgesetzt vor etwa zehn Jahren, und durch unsere Einwilligung zu Recht erhoben. Zwar sahen wir uns zu Deckung der Staatsbedürfnisse genöthigt, sämmtliche Einkünfte genannter Ländereien vom letzten Jahre uns zuzueignen, aber es geschah nur unter dem Vorbehalt des Wiederersatzes — an Euch, falls die Kunde vom Tode des Grafen sich bestätigte — an ihn, wenn er aus Palästina heimkehrte, wohin ihn das Gerücht hat ziehen lassen. Nun aber finden wir uns gerechtfertigt durch ein unerwartetes Ereigniß. Wir handelten in all dem nach dem Rathe des weisen und fürtrefflichen Eremiten von Vincennes, der nun ein Heiliger ist im Paradiese Gottes, und so eben haben wir erfahren, daß es kein anderer als der Graf von Tankerville war, welcher vor zehn Tagen das Zeitliche gesegnet in der Gestalt dieses nämlichen Bernhard, Eremiten von Vincennes. Dort hatte er gelebt in der heiligen Verkappung viele Jahre lang, und so lange hatten wir ihn zuvor nicht mehr gesehen, eine

solche Veränderung war durch Fasten und Geißelung mit seiner Person vorgegangen und sein Aussehen in der Eremitenkutte hatte so gar nichts gemein mit dem glänzenden Grafen von Tankerville, daß wir trotz unseres guten Gedächtnisses — wir vergessen einmal gesehene Gesichter selten — uns in seiner Beziehung vollkommen täuschten. Auf seinem Todbette schrieb er uns diesen Brief voll frommer Belehrung und guter Rathschläge, indem er die unnöthige Bitte beifügt, daß wir Euch lieben und beschützen mögen. Demnach heirathet Ihr des stolzen alten Mannes Tochter, ihm weit überlegen in jeder Art von Glücksgütern, und zu einiger Züchtigung seiner Eitelkeit und Hartnäckigkeit begaben wir Euch und Eure Leibeserben mit all den Lehen, die er von Rechtswegen verwirkt hat, indem wir Euch überlassen, nach Gutdünken die nöthige Fürsorge für sein Alter zu treffen."

Graf Julian ließ den Kopf hängen, wir aber fügen bei, daß er niemals Ursache hatte die Ueberantwortung seiner Habe in solche Hand zu bedauern. Herr Guy von Coucy gehörte in jeder Beziehung Denen an, deren Herzen, aus edlem Thon, eher sich ausdehnen als zusammenschrumpfen unter den Sonnenstrahlen des Glücks.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Sechs Tage waren nach diesem Vorgange verflossen, und Philipp August hatte diese Zeit über nichts unterlassen, was ihm die Früchte seines Sieges sichern konnte. Nun

aber finden wir ihn an der Spitze eines fröhlichen Zugs Ritter und Knappen, nicht länger mit der kriegerischen Rüstung beschwert, sondern im leichten, bequemen Friedensgewande, den Ufern der Oise entlang hintraben. Und zwar galt dieser Ausflug Agnesen, indem der siegreiche Monarch sie zur Partnerin seiner Freude machen, ihr mündlich die Versicherung geben wollte, daß er nun hinreichende Macht besitze, seinem geistlichen Feinde beliebige Bedingungen vorzuschreiben. Zwar wußte die arglistige Politik Roms die Scheidungsfrage immer wieder aufs Neue zu verschieben, allein nach dem eben erfolgten Umschwunge der Dinge konnte der endliche Entscheid nicht zweifelhaft seyn, und es stand in der Gewalt des Königs Agnesens Feinde zu ihren Füßen niederzuwerfen.

Schon war der Zeitraum von sechs Monaten, während dessen der Monarch auf den Anblick seiner Gemahlin verzichtet, mehr als verstrichen, und diese Trennung hatte Philipps Liebe jenes magische Licht verliehen, dessen sich die Phantasie zu Verherrlichung vergangener glücklicher Tage bedient. Die schönste Aussicht verband sich mit seinen Gefühlen, die Aussicht in Folge des Entzückens die Wange der Geliebten mit frischer Röthe erblühen zu sehen. Ihn belebte die edelste Absicht, die menschlichem Streben zu Grunde liegen kann, die Absicht aufzurichten und zu trösten und glücklich zu machen.

Unter solchen Umständen darf man voraussetzen, daß der Monarch in der heitersten, glücklichsten Stimmung war, und diese äußerte sich in seiner Unterhaltung mit Coucy, der

ihm zur Seite ritt. Gegen diesen seinen Gesellschafter, der sich mit nicht minder glänzenden Hoffnungen und Ahnungen trug, sprach er sich ohne Rückhalt aus, und immer und immer wieder kam er auf die seligen Gefühle zurück, die in seinem Innern hin und wieder wogten. —

Auch Coucy, der gleichfalls dem Schlosse Rolleboise entgegeneilte, wo Isidore, nun seine erklärte Verlobte, durch ritterliche Thaten und ehrenvolles Streben gewonnen, ihres Schicksals ungewiß verweilte, überließ sich all der natürlichen Lebendigkeit seines Temperaments, und jenem Jahrhundert angehörig, worin Etikette noch nicht ihre eiserne Strenge zwischen Monarchen und Vasallen aufgerichtet, ließ er, befreit von dem Drucke der Verhältnisse, der mehrere Monate lang schwer auf ihm gelastet, seiner genialen Laune freien Lauf, und manch schlagender Witz, manch heitere Erwiederung entströmte seinem Munde.

Allerdings warf der Tod seines Waffenbruders, des unglücklichen Grafen von Auvergne, gelegentlich einen Schatten über seine heitere Stimmung. Allein der Kummer, den wir in unserem Jahrhunderte über den Verlust eines Freundes unter solchen Umständen empfinden, und dem Coucy nach seiner ganzen Individualität so sehr als Jemand zugänglich war, hatte damals seine mehrfachen Milderungsgründe: d'Auvergne war ritterlich gestorben in seinem Harnische in Vertheidigung seines Monarchen, war gefallen auf eine Pyramide von Feinden, das Werk seiner eigenen Hände, hatte hohe Thaten vollbracht und unsterblichen Ruhm sich gewonnen. In den Augen Coucys war solch ein Tod beneidens-

werth, und wandelte ihn auch bei dem Gedanken an den dauernden Verlust das natürliche Schmerzgefühl um sein selbstwillen an, so entschädigte ihn auf der andern Seite bei der Erinnerung an das glorreiche Ende des Grafen, der stolze Gedanke einen solchen Freund gehabt zu haben.

Es war ein heiterer Juliusmorgen, und die Sonne möchte heiß gebrannt haben, hätte nicht jezuweilen eine vorüberziehende Wolke kühlen, obzwar nur flüchtigen Schatten über die Erde gebreitet. So eben war dieß der Fall gewesen, und zwar war es dabei ohne einige große Regentropfen nicht abgegangen, deren glänzende Spuren auf seines Rappen Halse Philipp in all der süßen Ruhe des glücklichen Augenblicks untersuchte, als Coucy seine Aufmerksamkeit auf eine ihnen zu Häupten fliegende Taube lenkte.

„Eine Kuriertaube, so wahr ich lebe, gnädigster Herr,“ sagte der Ritter. „Dergleichen habe ich oft in Palästina gesehen, seht dort die Papierrolle.“

„Ist ein Falke zur Hand?“ rief der König, augenscheinlich lebhafter bewegt von dem einfachen Begegniß, als Coucy erwartet hatte. „Tausend Besants gäb' ich nun um einen Falken.“

Zum Glück hatte einer der königlichen Pagen, wie es selbst auf größern Reisen der Fall war, einen Falken bei sich, der ihm auf der Hand saß. Auf des Monarchen Aeußerung nahm er dem Vogel die Kappe ab, und streifte die Fesseln herunter. Die scharfen Augen zum Himmel erhoben breitete der Falke alsobald die Schwingen in der Richtung nach der Taube.

„Das heiß', ich gestiegen,“ rief der König, „und wie

nennst Du Dich, guter Junge?“ „Mein Name ist Hubert,“ erwiederte dieser nicht ohne die Röthe der Scham, „Hubert, gestrenger Herr.“

„Hubert? und nicht weiter? Gut, von nun an bist Du Hubert von Fauconpret,“ und nachdem er solcher Weise in seiner guten Laune dem Knaben zu einem Geschlechtsnamen verholfen — ein Name, der in spätern Jahren zu hoher Auszeichnung gelangte — wendete er sich wieder dem Falken zu und beobachtete dessen Flug durch die Wolken. „Ich fürchte, der Vogel schießt fehl,“ sagte er zu Coucy, und als er das Erstaunen des Ritters über seine ängstliche Theilnahme bemerkte, setzte er hinzu: „die Taube ist von Rolleboise, ich brachte die Zucht mit von Ascalon. Nie hätte sie Agnes abgesandt, wär's nicht aus gewichtigen Gründen.“

Kaum waren diese Worte beendigt, als der Falke, über der Taube angelangt, auf sie herabschoß und sie auf den Pfiff des Pagen zitternd und halbtodt vor Schreck herunterbrachte. Augenblicklich machte der Junge das arme Geschöpf von den Klauen seines Feindes los und überantwortete es den Händen des Königs. Dieser nahm ihm den Papierstreifen vom Halse, und übergab den befiederten Boten nach einigen Liebkosungen wieder den Lüften. Anfangs schien es, als werde sie zur Erde fallen in Folge der Angst, die sie ausgestanden, obgleich sie der wohlgezogene Falke nicht im Geringsten verletzt hatte. Nach einigem schwachen Hin- und Herschwirren gewann sie indeß ihre Stärke wieder, und nun stieg sie perpendiculär zum Himmel und schlug, nachdem sie

einige Kreise in der Luft beschrieben, die unmittelbare Richtung nach Paris ein.

Mittlerweile hatte Philipp das Papier überlaufen, und was auch dessen Inhalt seyn mochte, er entfärbte seine Wangen. Ohne eine Sylbe zu äußern setzte er dem Pferde beide Sporen ein, bis es im Carrière dahin jagte, und von seinen Leuten gefolgt, so gut diese konnten, zog er den Zügel nicht an, bis er vor der Zugbrücke von Castell Rolleboise hielt.

Bleiche Gesichter, bekümmerte Blicke begegneten seinen Augen, als er über die herabgelassene Zugbrücke sprengte. „Die Königin?" rief er, „wie geht es der Königin?" Und ohne die Antwort abzuwarten, sprang er im Hofe vom Pferde und stürzte an dem Haufen von Dienern vorbei, durch den untern Saal die Treppe hinauf. Erst vor dem Eingang des Zimmers, das er und Agnes in den ersten Monaten ihrer Verbindung bewohnt — sein Herz sagte ihm, daß sie hier und sonst nirgends sich aufhalte — hielt er stille, denn das Klopfen seines Busens schien plötzlichen Stillstand zu drohen, wenn er einen Schritt weiter wage. Drinnen ließ sich Geflüster von Stimmen vernehmen, und nach augenblicklicher Pause öffnete er die Thüre, und stand, die Tapete zurückschlagend, am Ende des Raums.

Das Zimmer war finster, denn die Nacht war im Anbruch, aber am andern Ende lag schwaches Kerzenlicht im Kampfe mit den blassen Resten des Tages. Gleichwohl erlaubte die Dämmerung dem Könige soviel wahrzunehmen, daß sein Brautbette nun zugerichtet war wie das Lager eines Sterbenden, daß ringsum schweigende Priester standen und

Weiber in Thränen. Aber ein liebliches Frauenbild, ihm unbekannt, kniete vor dem Bette, mit dem Arm ein blasses, geisterhaftes Haupt unterstützend, auf welchem, wie deutlich zu sehen, der graue Schatten des Todes lag.

Philipp stürzte vorwärts; konnte das Agnes seyn, dieses bleiche, verwitterte Wesen über dessen trüben, gläsernen Augen ein unheimlicher, todverwandter Nebel lag, der Vorläufer des Grabes? Wirklich, konnte es Agnes seyn, die herrliche, wunderschöne Geliebte?

Ein schwacher Ausruf von Seite der Umstehenden, als sie den König erkannten, drang durch bis zum schweren Ohre der Sterbenden. Der Nebel schwand auf Minutenlänge von ihren Augen, nochmals loderte die Lebensflamme auf, um ihr scheidendes Licht in dem vollen, selig ekstatischen Blicke zu vereinen, die dem Antlitz des Geliebten zu Theil ward. Ein Lächeln des Willkomms und Lebewohls schwebte auf ihrer Lippe, und mit der letzten Kraftanstrengung streckte sie ihre Arme nach ihm aus. Unter bittern Thränen drückte sie Philipp an seine Brust, sie ließ das Haupt sinken auf seinen Nacken — und verschied.

Ruhm, Sieg, Gewalt! Ihr schimmernden Leerheiten! Ihr Blasen auf dem Strome der Zeit!

E n d e

des fünften und letzten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 133

Stuttgart 1845

P.o.angl. 590 r-129/133
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753267-1